Aus dem

Leben des Fürsten von Talleyrand.

Nach den hinterlassenen Papieren des Herrn M. Colmache,

Privatsecretairs des Fürsten,

herausgegeben

von

Madame Colmache.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1851.

Aus dem Leben des Fürsten v. Talleyrand.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Mirabeau. — Die Prinzessin T. — Der Maire von Valençay.

Wir stiegen aus dem Wagen und setzten uns auf die Steinblöcke, die überall umher gestreut lagen und von den gigantischen Plänen des Baumeisters Kunde gaben. C. schaute sich mit einer gewissen Betrübniß um.

„Der Anblick dieses Platzes ruft mir ein solches Gemisch von heitern und schmerzlichen Gefühlen hervor, so viele Erinnerungen an Verbindungen, die Valençay für immer verloren, daß ich mich unwillkürlich in eine melancholische Stimmung versetzt fühle. Und doch trotz aller Sarkasmen, Bonmots und Epigramme, zu welchen die Entdeckung dieses kleinen Monuments Veranlassung gab, diente es zur Illustration meines Lieblingsarguments gegen Diejenigen, welche sich verdammend gegen das ganze Leben des Fürsten erheben: „Niemand, der

solche Freunde hatte, dem man eine so treue und dauernde Anhänglichkeit widmete, kann unwürdig sein.“

„Es ist dies eine der außerordentlichsten Eigenschaften dieses großen Mannes und giebt eine Parallele zu dem, was man von dem fesselnden Einflusse Napoleons erzählt. Seine Macht zu gefallen war so groß, daß er in Wirklichkeit niemals zu fesseln verfehlte, wo er es, trotz alles Vorurtheils gegen ihn, wollte. Wenn man den Einfluß seiner vollendeten Urbanität in seinem hohen Alter nicht ableugnen kann, so kann man sich leicht denken, daß dieser Einfluß in seiner Jugend allmächtig gewesen sein muß. Mit diesem Zauber der Manieren soll er die Reize einer hübschen, aristokratischen Persönlichkeit so zu verbinden gewußt haben, daß selbst, wunderbarer Weise, die Lahmheit seiner Würde keinen Abbruch gethan hat. Er war hübsch, mit seinen sanften, tiefblauen Augen, und seinem prachtvollen Haar, das in reichen Locken über seine Schultern herabfiel und niemals weder durch Puder noch durch das Brenneisen des Friseurs in seiner eigenthümlichen Schönheit beeinträchtigt worden war. Es ist heute noch in reicher Ueppigkeit vorhanden, und sein ursprünglicher goldener Schein offenbart sich noch heute zwischen dem Silber des Alters hindurch.

„Ich habe verschiedene Portraits des Prinzen aus

seiner Jugend gesehen. Hier ist eins, ein Miniaturbild, in ein Armband gefaßt, das ich lange Zeit jeden Tag am Arme der hübschen Herzogin D. mit gleichem Interesse sahe. Die Aehnlichkeit ist auffallend. Das Gesicht trägt den eigenthümlichen Charakter des Geschlechts der Perigord und ist eine derjenigen Physiognomieen, aus denen man mit ziemlicher Sicherheit ein reiches Talent und eine große Zukunft voraussehen kann. Das Costüm, in welchem er auf diesem Bilde dargestellt ist, ist das des Jahres 1775, wo Talleyrand in der Blüthe der Jugend stand und St. Sulpice noch nicht lange verlassen hatte. Und doch ist das Portrait mehr das eines jungen Mannes von Welt, als das eines Jünglings, dessen Leben dem geistlichen Stande geweiht war. Das Haar, auf das er stets stolz war, hängt lose und unverschnitten über seinem bordirten Rock, kein Zeichen der priesterlichen Tonsur ist hier zu sehen. Es existirt kein einziges Bild des Prinzen, wo er als Abbé oder als Bischof von Autun dargestellt worden. So vollkommen suchte er sich von einem Stande zu trennen, zu welchem er durch die Macht der Umstände gedrängt worden war. Es giebt ein sehr schönes Gemälde von Talleyrand, wo er als Fürst von Benevent von Gerard gemalt ist. Es ist eine der besten Arbeiten dieses Künstlers und jetzt zu Rochecotte. Es giebt dem Physiogno-

miker beau jeu, denn es trägt den Ausdruck des Lebendigen und Durchgeistigten in einer Weise, wie ihn die Kunst überhaupt wiederzugeben vermag. Das Bild von Scheffer, das in London gestochen und von Colnaghi herausgegeben wurde, ist von überraschender Aehnlichkeit. Der Künstler hat es verstanden, das Gemisch von Melancholie und Feinheit wiederzugeben, welches dem Gesicht des Fürsten beim Nachdenken eigenthümlich ist — ein Ausdruck, der mich stets mit den Gefühlen der tiefsten Trauer erfüllte.

„Sie werden leicht glauben, daß er, ausgestattet mit körperlichen und geistigen Vorzügen — mit dem Ehrgeiz, der kein Hinderniß kennt und doch mit Ruhe den Augenblick zum Handeln erwarten kann, mit den feinen Manieren, die ihm angeboren waren, mit der ruhigen Würde, die er sich im Seminar St. Sulpice angeeignet hatte, — schon bei seinem ersten Erscheinen auf der Bühne, auf der er künftig spielen sollte, mit lebhaftem Applaus begrüßt wurde. Der Ruf seines Scharfsinns, seiner schneidenden Beweisführung bei gelehrten Disputationen, war, lange vor seinem Austritt, über die Mauern von St. Sulpice hinausgedrungen. Die Disputationen, die wöchentlich in der alten Halle des Seminars gehalten wurden, ließen die Macht seiner

Ueberredungskunst und seine bewunderungswürdige Gabe, in beißenden Epigrammen zu antworten, bekannt werden.

„Es leben jetzt noch Leute, die sich des Effectes erinnern, den einige seiner polemischen Argumente unter der Zuhörerschaft hervorbrachten, die das Privilegium hatten, sich bei diesen öffentlichen Disputationen auf den alten eichenen Bänken des Seminars niederzulassen. Diese Disputationen waren stets vorher niedergeschrieben und wurden in dem Archive des Klosters aufbewahrt, bis sie bei der Revolution verloren gingen. Es ist sehr schade um sie, denn sie müssen viel von der Energie und Lebhaftigkeit seiner Jugend enthalten haben, die man in seinen spätern Reden so sehr vermißt. Denn Talleyrand hatte nicht die Eigenschaften, deren ein glänzender Redner bedarf, sein Vortrag war zu gedehnt und seine Stimme zu tief und zu hohl, um auf eine große Versammlung zu wirken. Hätten ihn diese natürlichen Mängel nicht gehindert, die Gewalt und das Feuer eines Mirabeau würde nichts gewesen sein im Vergleich zu dem schlagenden Witz und der kalten Philosophie, welche dem Fürsten zu Gebote steht.

„Die fashionable Welt, stets auf der Jagd nach etwas Neuem, streckte ihre Arme aus, um den jungen Abbé gleich bei seinem ersten Erscheinen an ihren Busen zu drücken und in ihre verführerischen Kreise zu

ziehen. Der ehrwürdige Titel, den er da führte, war weit entfernt, ihn am Genuß der Vergnügungen der verdorbenen Gesellschaft von damals zu hindern, sondern diente ihm vielmehr zum Vorwand, vollen Antheil daran zu nehmen. Der junge Abbé de Perigord wurde von allen Parteien gehätschelt und geschmeichelt, seine bon mots wurden wiederholt und seine Sinnsprüche bei allen Gelegenheiten angebracht. Die Welt wollte ihn jetzt für all das Unrecht entschädigen, was seiner Kindheit zugefügt worden war. Aber es war zu spät. Er hatte bereits die Welt verachten gelernt, deren Vorurtheilen er zum Opfer gefallen war und sein Herz und seine Seele waren bereits der Sache derjenigen geweiht, welche den Kampf gegen die alte Gesellschaft begannen, die bereits auf ihren Grundlagen schwankte. Während seiner Studienzeit auf der Sorbonne wurden die ersten Stöße der neuen Aera gefühlt, aber der junge Talleyrand nahm damals noch keinen Antheil an dem Kampfe. Er suchte eine Ehre darin, die verlorene Zeit in der Literatur nachzuholen, und ich habe ihn oft sagen hören, es seien die glücklichsten Tage seines Lebens gewesen, die er allein in der alten, düstern Bibliothek der Sorbonne verlebte, auf den Stufen der Bücherleiter sitzend, während sein Cousin umherging, Neuigkeiten zu erfahren und ihm die Berichte über die Fortschritte der Ereignisse nach Hause zu

bringen. Die Bücherkenntniß, die er auf diesem Wege erlangte, war ungeheuer und diente ihm während seines ganzen Lebens dazu, seine Conversation durch Citate zu würzen.

„Er wurde diesem angenehmen Studienleben indessen bald durch seine Ernennung zum Coadjutor seines Onkels, des Erzbischofs von Rheims, entzogen. Von dieser Zeit an legte er die Bücher bei Seite und kehrte nicht wieder zu ihnen zurück. Das menschliche Herz wurde jetzt sein einziges Studium, und er hat einen hohen Grad von Vollkommenheit darin erreicht. Die Geschichte seines Lebens muß jedem denkenden Geiste beweisen, daß er damals sich bereits für eine bestimmte Haltung entschieden hatte. Siéyes und Mirabeau waren die leuchtenden Sterne seiner Jugend. Der Letztere besonders hatte eine hohe Meinung von Talleyrands Fähigkeiten und hinterließ in seinen Briefen und Papieren vielfache Andeutungen, daß er der einzige Mann sei, fähig, ihm in der Führung der Partei nachzufolgen, die er so glorreich geschaffen.

„Sie werden mir kaum glauben, daß der Fürst, selbst heute noch, nicht ohne Bewegung von dem „Riesen Mirabeau“ sprechen kann. Ich glaube wirklich, daß diese Theilnahme niemals aus seiner Seele verdrängt worden ist. Erst noch vor Kurzem mußte er sich mitten

in der Erzählung einer Anecdote unterbrechen, wo von den Umständen des Todes Mirabeau's die Rede war. Wir Alle schwiegen und Niemand wagte ihn an die Fortsetzung der Geschichte zu erinnern."

„Hörten Sie ihn dieser Umstände bei irgend einer andern Gelegenheit erwähnen?"

„Nur einmal," antwortete E. „Wir waren an einem schönen Sommerabend allein in seinem Studirzimmer in der Rue St. Florentin. Ich hatte ihm einige Seiten aus Thiers „Geschichte der Revolution" vorgelesen und hatte eben das Buch weggelegt, um auf Licht zu warten, an einer Stelle, wo Petion erwähnt war.

„„Dieser Mann," sagte der Fürst, „war der größte Schurke, den Frankreich jemals hervorgebracht hat. Mirabeau, dessen größter politischer Fehler es war, daß er sich ohne alle Ueberlegung einem Jeden hingab, der irgendwie Talent sehen ließ, um ihm einen Theil der Arbeit abzunehmen, war an ihn gerathen. Es war eine ungewöhnliche Erscheinung, daß Mirabeau, dessen riesige Kraft die Welt hätte tragen können, eine so große Trägheit besaß, daß er selten seine eigenen riesigen Pläne auszuführen vermochte. Oft, wenn seine hinreißende Beredsamkeit den zornigen Bären aufgejagt, konnte er die Meute, die er zu rastloser Verfolgung angehetzt hatte, lachend an sich vorüberjagen sehen, während er selbst

ruhig dalag, auf ein neues Spiel wartend. Von dem Augenblicke an, wo Männer wie Petion, Brissot und Condorcet Mirabeau zu umgeben begannen und mit Cabanis, seinem Arzte, sein Vertrauen genossen, konnte ich dem zukünftigen Schicksal meines Freundes nichts Gutes mehr prophezeihen. Bereits waren Mirabeau's Ansichten und Grundsätze zu zahm für diese wüthenden Demagogen, und sie hatten zu verschiedenen Malen seine beißenden Sarkasmen über das, was er ihre „republikanische Exaltation“ nannte, mit schlecht verhaltenem Aerger mit angehört. Ich erinnere mich noch des wüthenden Gemurres, das den letzten Worten einer Rede folgte, die er im engern Kreise seiner Freunde gehalten hatte. „Angenommen, meine Freunde, daß das Königthum jetzt vernichtet würde, so ist es nicht eine Republik, die wir aufrichten müssen, — wir sind dafür noch nicht reif — sondern ein constitutioneller Staat.“ Von diesem Augenblick an, das ist meine feste Ueberzeugung, war sein Untergang beschlossen; aber ob sein Tod durch Gift herbeigeführt wurde, oder wie man damals behauptete, die Folge seines durch Ueberreizung aufgeregten Blutes war, kann bis zu dieser Stunde Niemand behaupten. Die nähern Umstände rechtfertigen den Verdacht der Vergiftung, während es auf der

andern Seite kein Symptom gab, welches nicht durch natürliche Ursachen hätte hervorgebracht werden können.

„Der Fürst hielt hier inne und ich fürchtete, daß er in stilles Nachdenken versinken werde, wie dies zuweilen geschahe, wenn er irgend eine schmerzliche Erinnerung berührt hatte; aber er fuhr sogleich fort:

„„Es war just ein Abend, wie dieser, warm und schön, als der kühne Geist Mirabeau's die Erde verließ. Es war so plötzlich, so unvorhergesehen gekommen, daß wir ihn kaum in Gefahr glaubten, als er schon todt war. Es war am zweiten April. Zwei Tage vorher war er zu mir gekommen, um mich, voll Leben und Feuer, zu einem Diner im Palais Royal einzuladen, wo im engern Kreise ein Gesetzentwurf discutirt werden sollte, den er selbst ausgearbeitet hatte und den er der Nationalversammlung vorzulegen beabsichtigte. Wir gingen zusammen von meiner Wohnung zum Restaurateur Roberts, wo das Diner bestellt worden war. Mirabeau schien mir in der Unterhaltung über den Gesetzentwurf mehr deprimirt als gewöhnlich, und die Worte strömten ihm weniger leicht und fließend von der Zunge. Er klagte über Schmerz und Eingenommenheit des Kopfes und ging, obgleich der Abend durchaus nicht heiß war, mit dem Hute in der Hand. Ich war über ein Uebelbefinden erschrocken, das bei unserm Eintreffen

am Orte unserer Bestimmung noch gesteigert wurde, und das ihn nicht erst während unseres kurzen Weges von der Straße St. Honoré bis zum Palais Royal befallen haben konnte. Er warf sich erschöpft auf eine der Bänke an der Fontaine des Gartens und sagte, es sei ihm sehr angenehm, daß unsere Freunde noch nicht anwesend seien, weil er wünsche einige Augenblicke mit mir über Privatangelegenheiten zu sprechen. „Ist es nicht sonderbar," sagte er, „daß ich, der ich im Begriff stehe, der Nationalversammlung ein Gesetz vorzulegen und in einer Rede die Resultate langer Studien auszusprechen, daß ich während meines ganzen Lebens auch nicht mit einem einzigen Gedanken an meine eigenen Angelegenheiten gedacht habe? Denken Sie nicht, daß es hohe Zeit ist, an jede Möglichkeit zu denken in einer Zeit, wo so seltsame Dinge um uns her vorgehen — mein Freund?"

„„Ich war über diese plötzliche Revolution in Mirabeau erstaunt, denn von allen Menschen der Erde war er gewiß derjenige, der am wenigsten an die Zukunft dachte, der au jour le jour lebend sich wenig darum kümmerte, wenn das Morgen niemals kam, und konnte dieses unerwartete accablement nur der Ueberreizung und Abspannung zuschreiben. Er hatte viel in der Nationalversammlung gesprochen und, wie ich recht wohl

wußte, viele Nächte mit den Vorbereitungen von Gesetzvorlagen und Decreten zugebracht, die vor dem Auseinandergehen der Versammlung noch verhandelt werden sollten.

„„Ich suchte ihn zu beruhigen und sagte ihm, daß der Tag, um an solche Dinge zu denken, noch weit entfernt, daß ein leichtes Unwohlbefinden die Gedanken an so trübe Möglichkeiten in ihm hervorgerufen habe, und daß ein gutes Diner und ein Glas von unsers Freundes Roberts bestem Chambertin ihn bald über diese trüben Ahnungen hinwegsetzen würden.

„„Er schüttelte traurig das Haupt. „Das sind banale Phrasen," sagte er, „und Sie wissen es recht gut. Sie sind ihrer unwürdig. Ich bin weder ein Kind noch ein Weib und fürchte mich nicht, auf die flüsternde Stimme in meiner Seele zu hören. Die Wahrheit ist: ich fühle in diesem Augenblicke, wo eine sonderbare, mir bisher unbekannte Traurigkeit mich überkommt, daß meine kaum begonnene Mission meiner Mitwirknng zu ihrer Entwickelung nicht mehr bedarf." Er legte seine Hand auf mein Knie und sah mir in's Gesicht, wo er eine lebhafte Aengstlichkeit bemerkt haben mußte, denn ich wußte nicht, was ich von seiner wunderbaren Stimmung denken sollte. Nach einem kurzen Schweigen fügte er hinzu: „Sollte mir

in Kurzem Etwas begegnen, so denken Sie an das, was ich Ihnen eben sagte.“

„„Seine Stimme war so aufgeregt und sein Gesicht so verändert, daß ich an ein wirkliches Unwohlsein zu glauben begann und daran dachte, daß er mit einer Eigenliebe, die hier sehr am unrechten Orte, seinen Zustand bis zum Augenblicke der Unerträglichkeit verheimlicht habe. Ich hörte jetzt mit einem Gemisch von Mitleid und Interesse seinen Bestimmungen über die Verwendung seiner Hinterlassenschaft zu, im Falle er ohne ein schriftliches Testament sterben sollte. Die Erziehung seines natürlichen Sohnes und die geeignete Verwendung seiner Papiere waren die Gegenstände, die ihm besonders am Herzen lagen. Er hatte bereits die Vorsicht gebraucht, den größern Theil seiner werthvolleren Papiere zu einem Freunde nach Holland zu senden; die wenigen, die in Frankreich zurückblieben, befanden sich in seinem eigenen Hause. Er sagte mir, wo er sie verborgen hatte, und bat mich, sie an mich zu nehmen, im Falle etwas „fâcheux“ (das war sein Wort) ihm unverhofft zustoßen sollte.

„„Er sprach lange und ernst über seine politische Laufbahn. In der kurzen Stunde, die wir mitten unter dem Geräusch der Menge, die von allen Seiten nach den verschiedenen Restaurateurs strömte, zusam-

mensaßen, überflogen wir die glänzende Vergangenheit, die drohende Gegenwart, die furchtbare Zukunft. Wir sprachen flüsternd, von unserer ganzen Umgebung abstrahirend, als ob wir Verschwörer in der Einsamkeit eines Forstes gewesen wären. Die ganze Scene — den Tag — die Stunde, vermag ich in lebendigen, frischen Farben aus dem Grabe der Vergangenheit heraufzubeschwören, als wäre es heute gewesen, und keine neuen Eindrücke haben seit diesen langen Jahren den Eindruck dieser Erinnerung zu verwischen vermocht."

„Ich habe nur selten, sehr selten, selbst bei Ereignissen, die ihn näher angingen, den Fürsten seine Gefühle äußern sehen, aber die Erinnerung an Mirabeau verfehlte niemals, ihn in eine außergewöhnliche Bewegung zu versetzen. Aber er war von Jugend auf daran gewöhnt, seine Empfindungen zu verschleiern, und fuhr bald darauf fort:

„„Es wird Sie in Verwunderung setzen, wenn ich Ihnen sage, daß eben jetzt fast kein Tag vergeht, wo ich mir diese Scene nicht in's Gedächtniß zurückrufe: die Ereignisse, die fort und fort unter meinen Augen geschehen, erinnern mich unwillkürlich daran. Die Alten glaubten, daß die Gabe der Prophezeihung zuweilen Sterbenden verliehen sei. Es ist nicht also. Aber die Worte, die wir heute als Commentare neuer Er-

eignisse hören, klingen uns oft, als hätten wir sie früher schon oft aus dem Munde unserer gestorbenen Freunde gehört.

„„Mirabeau hatte ohne Zweifel schon öfter, als bei dieser Gelegenheit, seine Befürchtungen und Zweifel gegen mich ausgesprochen, aber ich erinnere mich dessen nicht. Nur diese einzige Unterredung ist in meinem Gedächtnisse geblieben und ich habe jedes Wort, jede Phrase mit einer so eifersüchtigen Wachsamkeit bewahrt, als ob sie mir während der kurzen Erscheinung eines Geistes mitgetheilt worden wären. Ich habe erst nach diesem Gespräch die herkulische Gewalt dieses Geistes begreifen lernen. Er schien mit Schwierigkeiten zu spielen, Nichts entging seinem Griffe, Nichts vermochte der Macht seines Willens zu widerstehen. Es ist kaum eine einzige seiner Vorhersagungen unerfüllt geblieben, und ich bin oft über Ereignisse erstaunt, die scheinbar die Folge von gestern, mir von ihm an jenem Abende an der Fontaine des Palais Royal vorhergesagt wurden. Er warnte mich vor verschiedenen Männern in unserm engeren Kreise und nannte sie unserer Freundschaft unwürdig. Er gab mir Rathschläge über den Weg, den ich, im Falle ihm quelque chose de fâcheux begegnete, einschlagen sollte. Ich folgte in jeder Hinsicht diesem Rathe und hatte nie Ursache, es

zu bereuen. Ein höherer Geist beherrschte Mirabeau an diesem Abende — er war erhaben. Ich erinnere mich, von vielen seiner Aussprüche überrascht gewesen zu sein, aber ich habe sie seitdem überall bestätigt gefunden. Nachdem er mir einen Plan für meine politische Haltung vorgezeichnet, schloß er mit feierlicher Stimme: „Vor allen Dingen, mein Freund, verachten Sie nie die öffentliche Meinung. Hören Sie mit offenen Ohren auf die Stimme des Volks und erinnern Sie sich stets, daß die Stimme des Volks Gottes Stimme ist!“

„„Wir hatten über Eine Stunde mit einander gesprochen und ich erfuhr in dieser kurzen Zeit mehr über Mirabeau, als ich in einem langen, vertraulichen Umgange von ihm erfahren. Ich würde ihn weit weniger beweint haben, hätte dieses letzte Gespräch nicht zwischen uns stattgefunden, denn ich würde seinen ungeheuern Geist und die Größe seines mächtigen Herzens weniger gekannt haben. Wie Sie leicht denken können, würde ich ihm bis Mitternacht zugehört haben und war schmerzlich berührt, als Condorcet, der von unserer Partei war, fröhlich auf uns zugerannt kam und sich mit lauter Verwunderung über den Ernst unserer Unterhaltung neben uns setzte. Natürlich war der Zauber gebrochen und die Unterhaltung wurde sogleich all=

gemein. Einige Minuten später stießen noch zwei andere Freunde zu uns und wir gingen zu Roberts, damals dem ausgezeichnetsten Restaurateur zu Paris, wo das Diner unser wartete.

„„Das Diner war fröhlich genug. Ich allein von der ganzen Gesellschaft war niedergeschlagen und sprach nur wenig. Mirabeau, anfänglich absorbirt und mit sich selbst beschäftigt, erhob sich allmählig unter dem Einflusse des Weins und der guten Gesellschaft, dem er niemals zu widerstehen vermochte, von der Niedergeschlagenheit unsers Zwiegesprächs und wurde bald, wie gewöhnlich, das Licht und Leben der Gesellschaft. Es würde ein hoffnungsloses Bemühen sein, jene brillanten Bonmots, jene prachtvollen Epigramme wiederzugeben, die Mirabeau an diesem letzten Abende seines Lebens aussprach. Ich hatte ihn niemals so aufgeregt, so stürmisch lustig gesehen. Er trank viel und der Wein schien sein Blut bis zum Delirium zu entflammen. Er ras'te, er sang, er hielt Reden, er lachte uns, den Hof, das Volk, sich selbst, mit Einem Worte Alles aus, und unsere Gesellschaft begleitete jedes seiner Bonmots mit schallendem Applaus. Ich allein vermochte an dieser seltenen Fröhlichkeit nicht Theil zu nehmen, denn ich war immer noch von dem ahnungsvollen Geiste unserer vertrauten Unterhaltung erschüttert.

„„Um vier Uhr Morgens endlich vermochte seine ungeheure Körperstärke den Geist nicht mehr aufrecht zu erhalten. Er klagte über dumpfe Schmerzen im Kopfe und sagte, daß das Tageslicht, dessen erste Strahlen durch die Fenster hereinbrachen, seine Augen blende. Bevor wir schieden, wurde Kaffee gebracht und Mirabeau griff begierig nach einer Tasse, die er austrank. Seine Hand zitterte heftig, als er die Tasse an seine Lippen brachte, und er hatte sie kaum wieder niedergesetzt, als er mit der Stirn auf den Tisch niedersank, während er mit lauter Stimme ausrief: „Mein Gott, was ist das für eine neue furchtbare Qual!“

„„Er erhob sich indessen sogleich wieder und ersuchte den Aufwärter, sogleich einen Wagen holen zu lassen, indem er uns mittheilte, daß er einen Anfall seines gewöhnlichen Brustkrampfes voraussehe und das Mittel dagegen, ein warmes Bad und Reibungen, sehr wohl kenne. Er bat mich, ihn zu begleiten, und von diesem Augenblicke an bis zu seinem Tode habe ich ihn nicht wieder verlassen. Wir fuhren nach den Bädern auf dem Boulevard, der Chaussée d'Antin, wo Mirabeau damals wohnte, gegenüber. Hier stieg sein Anfall zu einer so drohenden Höhe, daß ich nach Cabanis schickte, der jedoch erst anlangte, als Mirabeau bereits das Bad wieder verlassen und ein großes Ge-

fäß voll Milch und Cacao, wornach er einen unwiderstehlichen Appetit zeigte, ausgetrunken hatte. Seltsamer Weise befand er sich viel besser darnach, und verließ das Haus bald zu Fuße, um sich nach seiner Wohnung zu begeben. Dieser Umstand, glaube ich, ist es, der zu dem Glauben an eine Vergiftung Veranlassung gegeben hat. Denn wäre sie nicht ein Autidotum gewesen, so hätte Mirabeau in dem Zustande, in dem er sich damals befand, an dieser Masse Milch auf der Stelle sterben müssen.

„„Mirabeau konnte nur mit großer Mühe in's Bett gebracht werden. Er widerstand bis zum letzten Augenblicke, indem er erklärte, daß die warme Morgensonne, die in freundlichem Glanze durch die Fenster seines Zimmers leuchtete, ihm besser bekommen würde, als alle Medicin. Bald nachdem er sich gelegt hatte, überkam ihn ein Anfall, von dem er sich nicht mehr erholte. Es war ein entsetzlicher Anblick, sein Gesicht zu sehen, so geschwollen und mit Blut unterlaufen war es, und auf seinen Lippen stand weißer Schaum, den seine Diener nicht schnell genug hinwegwischen konnten. Man sollte in der That das Todtenbett des armen Mirabeau nicht zur Schau ausgestellt haben. Die Gerüchte von Gift und Verrath haben ohne Zwei-

fel ihren Ursprung in den außergewöhnlichen Symptomen seiner Krankheit gefunden.

„„Mirabeau selbst täuschte sich nicht einen Augenblick über seinen Zustand. Es ist mir nicht wieder das Glück zu Theil geworden, Jemand so würdevoll und so erhaben sterben zu sehen. Am Morgen und während des Tages, wo er von seinen Verehrern und Freunden umgeben war, ging Alles gut; als aber die Nacht kam, öffnete sich mir, seinem einzigen Gesellschafter, sein ganzes Herz. Er war nicht unruhig und warf keinen bereuenden Blick auf die Laufbahn zurück, die hinter ihm lag. Ganz im Gegentheil; — er begegnete dem grimmen Feinde mit einem Muthe und einer Gemüthsruhe, welche die Folge eines tiefen und philosophischen Geistes war.

„„Wenn der Genuß der Popularität Mirabeau glücklich machen konnte, so mußte er in Frieden sterben. Sein Haus war förmlich belagert, und von dem Augenblicke an, wo die Gefährlichkeit seiner Krankheit bekannt wurde, war die ganze Straße mit Menschen angefüllt, die sich seiner Thür zudrängten. Hohe und Niedrige, Arme und Reiche nahmen gleichen Antheil an dem Schicksale dieses großen Mannes, der berufen gewesen war, zwischen Monarchie und Anarchie den Vermittler zu spielen, dessen mächtiger Geist vielleicht

im Stande gewesen sein würde, diese ungeheure Aufgabe zu erfüllen.

„„Am andern Morgen um acht Uhr starb er nach einer qualvollen Nacht in meinen Armen. Er behielt bis zum letzten Augenblicke die volle Kraft seines Geistes. Es ist wahr (denn es waren einige tolle Geschichten im Umlauf), daß er wenige Minuten vor seinem Tode die folgenden Worte (er war bereits der Sprache beraubt) auf ein Stückchen Papier schrieb: „Es ist leichter zu sterben, als zu schlafen!“ Die Bewegung, welche er machte, mir dies Papier zu geben, war seine letzte. Ich habe diese kostbaren Zeilen durch alle Wechsel des Schicksals aufbewahrt, und habe Maßregeln getroffen, sie an meinem Todestage in meiner Hand halten zu können. Während seiner Krankheit kehrte er oft zu unserer Unterhaltung auf der Bank an der Fontaine zurück. Er wiederholte mir, daß er damals schon sein Schicksal gekannt habe. Ich habe mich stets gegen abergläubische Gefühle gesträubt, aber die Vorempfindung Mirabeau's liefert einen eigenthümlichen Beitrag zur Lehre von den Ahnungen.

„„Die heutige Generation pflegt die Bedeutung Mirabeau's zu unterschätzen, aber ich meine, daß eben jetzt eine Reaction eintreten wird; denn Mirabeau war nicht blos ein Redner, dessen Ruf mit dem Schwin-

den der Gewalt seiner Worte verschwindet, sondern einer der größten Geister, der tiefsten Denker seiner Zeit. Wie anders würde das Schicksal Frankreichs sich gestaltet haben, hätte er nur noch wenige Monate, nein, nur noch wenige Wochen gelebt! Dies wurde so lebhaft von allen Parteien gefühlt, daß selbst Viele von Denen sich über seinen Tod freuten, die ihn näher gekannt und geliebt hatten, während Diejenigen, die alle Ursache hatten, seinen Tod zu beklagen, das Gerücht einer Vergiftung verbreiteten.

„„Ich habe schon die Thatsachen, die mit seinem Tode in Zusammenhange stehen, erzählt, und Sie werden mit mir diesen Verdacht gerechtfertigt finden, wenn Sie seine plötzliche Erkrankung, die kurze Dauer derselben und die furchtbaren Qualen bedenken, unter denen er starb. Diese Leiden müssen in der That ungeheuer gewesen sein, denn ungefähr eine Stunde vor seinem Tode wandte er sich zu Cabanis und sagte: „Ein Arzt, der ein treuer Freund des Kranken ist, sollte nicht zögern, ihm eine Dosis Opium zu geben, stark genug, seinen Leiden für immer ein Ende zu machen.“ Und doch — so stark war der Geist dieses Mannes, daß er ein herzliches Gelächter nicht unterdrücken konnte, als er einige populaire Witzworte von der außenstehenden Menge durch die offenen Fenster vernahm.

„„Der allgemeine Kummer über den Tod Mirabeau's spricht mehr für seinen Werth und die Größe seiner Seele, als ganze Bände thun könnten. Vielleicht ist nie ein Parteihaupt von Freunden und Feinden auf gleiche Weise beklagt worden. Der Hof war erschrocken, die Königin verbarg ihre Verzweiflung nicht, denn sie sah die Folgen voraus. Mit ihm war das letzte Bollwerk zwischen dem wüthenden Volke und dem erzürnten Adel gefallen, und der Strom mußte in kurzer Zeit die Bresche, welche das Fallen dieses mächtigen Ecksteins gemacht, vollends durchbrechen. Ich selbst war von diesem plötzlichen Verluste so niedergeschmettert, daß ich mich für einige Zeit nach Auteuil zurückzog, kaum wagend, in die Zukunft zu blicken, und meine Vermuthungen über die Entwickelung der nächsten Ereignisse auszusprechen.“

„Dies,“ sagte E., „ist der Bericht eines Mannes über den Tod Mirabeau's, der ihn vom ersten Augenblicke seiner Erkrankung bis zum Schlusse seines bewegten Lebens nicht einen Augenblick verließ. Die Geschichte enthält eine so feine Moral, als jemals von Kanzeln gepredigt oder von den Kathedern der Schule herab gelehrt worden ist.

„Das Verhältniß zwischen Siëyes und dem Fürsten war ein ganz anderes. Es muß anfänglich ein

Gefühl von Eifersucht zwischen ihnen geherrscht haben; gewiß ist, daß sie niemals ganz von dem kritischen Geiste der Nebenbuhlerschaft befreit waren. In keiner Hinsicht wichen ihre Ansichten mehr von einander ab, als rücksichtlich der Beurtheilung Mirabeau's. Sièyes sprach ihm die Gewalt des Geistes ab, die der Fürst ihm beimaß, und ich bin oft Zeuge langer und heftiger Discussionen über diesen Gegenstand gewesen.

„Der Fürst erzählte gern eine Geschichte à propos von Sièyes, ein Beispiel zur Theorie „kleiner Ursachen und großer Wirkungen." Er ging eines Tages mit ihm durch die Tuilerieen, als gerade gegenüber dem Thore des Platzes de la Concorde ein kleines Bettelmädchen, die ein altes Weib an Krücken führte, herankam, ein Almosen zu erbitten. Sièyes gab ihr einen Sou, den sie in der Eile fallen ließ, und der unter die Hufe der Pferde der Wache der Garde-du-Corps an diesem Thore rollte. Das Kind eilte vorwärts, um ihn aufzuheben, aber jedes Mal, wenn sie, ihr Leben daran setzend, zugreifen wollte, spornte der Soldat, wahrscheinlich um sich die langweilige Wacht durch einen Scherz nach seiner Art zu verkürzen, sein Pferd, und das erschreckte kleine Mädchen war gezwungen, um nicht zertreten zu werden, sich zurückzuziehen. Bei jedem neuen Versuche wiederholte sich die Scene mit

dem gleichen Erfolge. Die ganze Scene, die Furcht des Kindes, die Wuth der Alten und der grausame Scherz des Garde-du-Corps boten ein aufregendes Schauspiel, und in Verbindung mit dem steigenden Unwillen der umgebenden Menge, die sofort die Partei des Kindes nahm, ein unvergeßliches Gemälde.

„Sièyes, der den Unwillen der Menge immer höher steigen sah, hielt es für das Beste, der Sache ein Ende zu machen. Er gab dem Mädchen einen doppelten Sou und bat sie, sich zu entfernen, eine Bitte, der sie sogleich nachkam, worauf das Volk sich zerstreute. Aber Sièyes war während des ganzen Abends in Gedanken versunken, und als er sich von seinem Freunde trennte, sagte er: „Ich habe über das Ereigniß dieses Morgens nachgedacht. Etwas muß für das Volk geschehen. Wenn sie eine Armee von ihresgleichen haben, werden sie nicht mehr Gefahr laufen, von gemietheten Söldnern insultirt zu werden."

„Dies war die erste Idee, die jemals in einem menschlichen Gehirn zur Bildung einer Nationalgarde auftauchte. Einmal angeregt, fand diese Idee vielfältigen Beifall. Sièyes selbst bildete das Project und bald nachher wurde es realisirt. Und die stolze Nationalgarde, als sie an die Grenze marschirte, als sie dem Lande Gesetze dictirte, als sie Paris verbarricadirte,

ließ sich wenig träumen, daß sie ihre Existenz einem elenden Soustücke verdankte, das eine Bettlerin nicht aus dem Rinnsteine aufheben konnte.

„Zu dieser Geschichte giebt uns der Fürst stets einen Nachtrag, der Ihnen, der Sie einem abergläubischen Volke angehören, vielleicht Vergnügen machen wird. Mr. de Talleyrand hatte sich den Soldaten genau betrachtet, der bei dieser Geschichte betheiligt war. Es war ein ausgezeichnet hübscher Junge, ein Incroyable, mit blitzenden Augen und schneeweiß gepudertem Haar.

„Sie können sich leicht denken, daß die alte, verkrüppelte Bettlerin, obgleich wohl zufrieden mit der unerwarteten Großmuth Sieyes, den Ort nicht verlassen hatte, ohne die Luft mit Flüchen auf das Haupt des jungen Garde-du-Corps zu erfüllen. Sie war eine alte häßliche Hexe, triefäugig und lahm, und es war fürchterlich, die Verwünschungen mit anzuhören, die sie mit kreischender, übeltönender Stimme auf das Haupt des jungen Soldaten schleuderte. Der Soldat saß, ruhig und verächtlich um sich blickend, in der hübschesten Attitude, die man sich nur denken kann, in seinem Sattel. Steif und gerade, ohne eine Muskel zu bewegen, seinen Hut auf der Seite und seine Hand auf den Schenkel gestemmt, hörte er ruhig die Ver-

wünschungen des Weibes an, ohne, mit Ausnahme eines leichten Lächelns, einen Zug zu verändern.

„Die alte Hexe, ergrimmt, daß ihre Worte so wenig Eindruck machten, erhob endlich drohend ihre Krücke zum Gesichte des jungen Mannes und rief: „Stolz, wie Du bist, verfluchter Maulaffe, so werde ich doch erleben, Deine Seele in der Hölle und Deinen Körper von Hunden zerrissen zu sehen!“ Mit diesem Fluche hinkte sie weiter und wir wendeten uns entsetzt zur Seite, während der junge Mann unbeweglich auf seinem Pferde blieb, als ob die Worte gar nicht an ihn gerichtet gewesen wären.

„Das Ereigniß geschah kurz vor dem Ausbruche der Revolution. Jetzt hören und staunen Sie, Sie nordischer Gläubiger an Prophezeihung und Flüche. Am Tage nach der Rückkehr des Königs und der Königin von Versailles wurde Mr. de Talleyrand's Aufmerksamkeit, als er den Place Louis Quinze überschritt, durch eine Menschenmenge erregt, die an einem der tiefen Gräben stand, und hingehend sah er den Körper desselben Garde-du-Corps zerfleischt und blutig am Boden liegen. Einige Polizeimänner versuchten den Körper mit Haken aus dem Graben zu ziehen, und als dies gelungen war, entdeckte man, daß ein großer Theil seines Fleisches während der Nacht von hungri-

gen Hunden abgefressen worden war. Der arme Junge war wahrscheiniich im Gewühle des vorigen Tages von unbekannter Hand ermordet und so die Prophezeihung erfüllt worden."

C. erhob sich, als er die Geschichte beendet, und sagte lachend:

„Sie sehen jetzt, wie es geht, wenn man mit Erzählern von Profession zu thun hat! Wir begannen mit der Geschichte dieses unvollendeten Jagdschlosses und schlossen mit dem Beginn der französischen Revolution!"

„Ich verliere Nichts bei dieser Verzögerung!" sagte ich; „Sie können mir die Geschichte dieser Ruine auf dem Heimwege erzählen."

„Ich erinnere mich," antwortete C., „daß der Anblick dieses Gebäudes meinem Geiste zur Erkenntniß einer Sache verhalf, die, seitdem ich beim Fürsten bin, der Gegenstand meines Studiums gewesen ist — sein mächtiger Einfluß auf Alle, die sich ihm nahen. Dieses Gebäude, welches Sie jetzt in Ruinen sehen, war bestimmt, eines der großartigsten Werke der Baukunst in der Umgegend zu werden. Es wurde von der verstorbenen Prinzessin T. als ein Beweis der Galanterie gegen den Fürsten begonnen, der ein Mal, als er in ihrer Gesellschaft hierher fuhr, geäußert hatte, es sei

dies ein prächtiger Ort zu einer maison de plaisance. Die Prinzessin antwortete Nichts, aber unmittelbar nach ihrer Rückkehr zum Schlosse sandte sie einen Courier mit Briefen nach Chateauroux, der den Auftrag enthielt, ihr sogleich Architecten, Aufseher, Maurer u. s. w. an diesen Ort zu senden, und in kürzerer Zeit, als Sie sich denken können, war der Grund zu einem ausgedehnten und prächtigen Gebäude gelegt. Es wurden keine Kosten gescheut, Alles wurde geschickt, und die Werkleute sollten Tag und Nacht arbeiten, bis das Gebäude fertig. Alles sollte jedoch ein Geheimniß bleiben, bis das Gebäude bis zum Bewohnen vollendet, wo dann die Prinzessin sich vorgenommen hatte, die Gesellschaft durch den Wald nach diesem Platze zu führen, sich an ihrem Erstaunen zu weiden, die maison de plaisance durch ein Fest einzuweihen und dem Fürsten von Talleyrand zum Geschenk zu machen.

„Inzwischen fuhr der Fürst eines andern schönen Tages mit der Prinzessin in entgegengesetzter Richtung aus und hielt plötzlich an, um eine andere schöne Aussicht zu bewundern. „Von allen Plätzen im Walde ist dies derjenige, den ich zu einer maison de plaisance wählen würde,“ sagte er.

„Die Prinzessin war erfreut, dies noch zu rechter Zeit zu hören, und obgleich es ihr viel Unruhe und

immense Kosten verursachte, so tröstete sie sich doch mit der Hoffnung, daß es ihr gelingen würde, den Fürsten zufrieden zu stellen. Sie gab sögleich Befehl, Material und Werkleute an diesen neuen Ort zu bringen, und bald tönten Hammer und Säge durch den schweigenden Wald. Kaum war indessen der Grund zu diesem zweiten Pavillon gelegt, als der Fürst wieder alle Plane der armen Prinzessin zerstörte, indem er einige Tage später nach dem Diner ausrief: „Ich fuhr an diesem Morgen an der Seite des Flusses hin — welches köstliche point-de-vue ist hier bei den Weiden! Sollte ich jemals eine maison de plaisance bauen, so wäre dies der Ort, den ich wählen würde.“

„Das war zu viel. Die Prinzessin war vollständig niedergeschmettert. Sie brach in Thränen aus und verließ zur großen Verwunderung der Gesellschaft die Tafel. Nichts vermochte sie zu überreden, daß die Andeutung des Fürsten unabsichtlich gewesen sei, und sie war in Verzweiflung, seinen Geschmack nicht getroffen zu haben. Sie kümmerte sich nicht um die ungeheuern Summen, die sie ausgegeben hatte, sondern grämte sich nur, nicht die rechte Stelle getroffen zu haben. Der Fürst lachte herzlich über den Spaß und während der ganzen Saison war seine Lieblingspromenade zu dem Hügel, wo das unvollendete Ge-

bäude als ein Memento ihrer Verehrung Sr. Hoheit, und der Unmöglichkeit, es ihm recht zu machen, steht.

„Diese Dame war eine der „Illustrations" von Valençay, und ihr Tod brachte eine große Leere in unserm Cirkel hervor. Durch Geburt und Vermählung mit mancher regierenden Familie Europa's verwandt, mit einem ungeheuern Vermögen, mit den Ueberresten großer Schönheit gab sie ihre Selbstständigkeit auf, um ein Theil oder Theilchen der apanage des Fürsten Talleyrand zu werden, zufrieden, in seinem Schatten zu leben und von ihm allein ihre Importance zu borgen. Es war, mitten unter den Absurditäten dieser romantischen Verehrung, etwas Rührendes in diesem gänzlichen Aufgeben ihres Willens.

„Der Fürst war oft durch die Ausdehnung geplagt, bis zu welcher dieser culte getrieben wurde, aber, en homme d'esprit, suchte er im Allgemeinen nur die Lächerlichkeiten auf sie selbst zurückzuwälzen, und nahm keinen Anstand, den Abendcirkel auf ihre Kosten zu unterhalten, während sie, die arme Seele, zu glücklich, seine Aufmerksamkeit für einen Augenblick zu fesseln, sich gern zur Zielscheibe seiner Witze machen ließ; und oft geschah es, daß sie, die Tochter, Witwe und Schwester von Fürsten und Helden, dazu dienen mußte, manchem kleinen gentilhomme campagnant oder hobereau

de province die Zeit zu vertreiben, der als Nachbar in's Schloß eingeladen war. Aber obgleich sie Nichts davon wußte — denn sie war nichts weniger als scharfsinnig — so würde sie sich auch Nichts daraus gemacht haben, wenn nur ce cher prince sich amüsirte; sie fühlte sich im Gegentheil, glaube ich, geehrt durch den Vorzug, den ihr der Fürst vor andern Gästen gab.

„Indessen verfehlte sie nicht, sich bei andern Gelegenheiten zu rächen, und Jeden, mit Ausnahme des Fürsten und seiner besondern Freunde, ohne Barmherzigkeit zu quälen.

„Sie war die am Meisten excentrische Person, der ich jemals begegnet, die letzte eines Geschlechts, dem es unmöglich war, mit dem Wechsel der menschlichen Ideen fortzuschreiten. In ihrer Jugend war sie sehr schön gewesen, und selbst noch in ihrem vorgerückten Alter waren, troß dem Verluste eines Auges, Reste dieser Schönheit vorhanden. Sie konnte weder gewandt noch witzig genannt werden, aber sie war der Gegenstand so vieler guter Witze Anderer, so unendlich vieler Bonmots des Fürsten, daß Valençay, wenn sie nicht anwesend war, zum Sterben langweilig schien. Sie war das originellste und lebendigste Wesen, das ich jemals kannte. Sie konnte durch keine Gewalt der Ueberredung oder der Vernunft dahin gebracht wer-

den, dem Strome der Zeit zu folgen, und wollte sich niemals überzeugen, daß die Revolution einen Wechsel in der Stellung der Aristokraten zum Volke hervorgebracht habe; sie fuhr im Gegentheil bis zum Ende ihres Lebens fort, alle Plebejer und Roturiers zu behandeln, als ob sie Diener oder Vasallen gewesen wären, ihrem Willen unterworfen und zu ihrem Vergnügen geschaffen. Sie war ein kostbares Exemplar des alten insolenten Adels, und nachdem sie einen Tag in ihrer Gesellschaft zugebracht, waren sie über die Greuel der großen Revolution und die Verhaßtheit des Adels aufgeklärt.

„Ein Mal hatte sie durch ein unschickliches Benehmen die ganze Umgegend in Aufruhr gebracht, und der Prinz nannte sie seitdem nur die impertinence Régence. Eine große Gesellschaft war zum Diner in's Schloß eingeladen worden zu Ehren eines hohen und berühmten Besuchers von Valençay. Ich glaube, es waren sogar königliche Sprößlinge unter den Gästen. Mit Einem Worte, es war einer der großen Tage des Schlosses, wo die goldbesetzten Livreen und das antike Silber an's Tageslicht kamen. Natürlich waren der Maire von Valençay, der Geistliche, kurz, alle Notabilitäten der Gegend eingeladen worden und mit provinzieller Pünktlichkeit zu der in der Einladung bestimm-

ten Stunde eingetroffen, die, wie gewöhnlich, viel früher, als der Fürst seine Gäste erwartete, angegeben war. Natürlich fanden sie im Empfangszimmer noch Niemanden aus der Familie vor und waren ihrem eigenen Amusement überlassen, bis die Glocke ertönte, die zerstreuten Glieder des Hauses zusammen zu rufen.

„In kurzer Zeit wurde jedoch die Flügelthür des Empfangszimmers mit großem Geräusch geöffnet, und Ihre Hoheit die Prinzessin T. segelte in großem Staate mit flatternden Federn herein. Die erschreckten Provinzbewohner erhoben sich mit Einem Schlage vom Kamin, wo sie sich in feierlichem Geflüster über die vornehmen Herrschaften unterhalten hatten, mit denen sie heute diniren sollten, und verbeugten sich mit großem Aufwande gymnastischer Kunst vor der vornehmen Dame. Die Letztere blieb einen Augenblick stehen, sah die verblüfften Provinzialen an und wandte sich dann plötzlich zu dem greinenden Diener:

„„Narr!“ sagte sie, „befahl ich Dir nicht, mir zu melden, wenn Jemand angekommen sei?“

„„Ja, Prinzessin,“ sagte der Diener erschrocken, zuerst die Gäste, dann die Gebieterin ansehend — „ich fand diese Herrschaften hier, und —“

„„Esel!“ sagte die Prinzessin, „verstehst Du Dei-

nen Dienst nicht besser; weißt Du nicht, daß diese nicht Jemand, sondern Niemand sind?"

„Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer, mit ihrem Fächer über ihre Schulter auf die armen erschreckten Provinzialen deutend, deren Wuth und Aerger unbeschreiblich war.

„Sie unterließen natürlich nicht, diese Geschichte in der ganzen Gegend auszubreiten, und die Prinzessin wurde, wie Sie leicht denken können, eben nicht mit allzufreundlichen Augen betrachtet.

„Bald nach diesem Ereigniß hatte sie Veranlassung, eine Reise nach Paris zu machen. Sie verließ Valençay in ihrem Wagen, der von vier Pferden gezogen und vom Postmeister selbst gefahren wurde. — Ihre Hoheit hatte stets fürchterliche Eile und liebte auf fürchterliche Weise gefahren zu werden. Dies wußte der Postmeister recht wohl, denn er hatte sie vor Jahren einmal gefahren. Er gab sich bei dieser Gelegenheit absichtlich alle Mühe, recht langsam zu fahren, um die Prinzessin zu ärgern, deren Geduld nicht lange hielt, und sie begann bald, den Postmeister in nicht allzugewählten Ausdrücken zur Eile zu treiben. Als diese Zurufe keine Wirkung hervorbrachten, fing sie in polnischer Sprache (der sie sich bei solchen Gelegenheiten zu bedienen pflegte) auf fürchterliche Weise an zu

fluchen. Der Mann ertrug dies eine Zeitlang, wahrscheinlich mehr ergötzt als geärgert durch die Gelegenheit, dieser „verdammten Aristokratin“ einen Streich spielen zu können. Endlich, als sie ihren Zorn nicht länger zu mäßigen vermochte, warf sie ihre Fußbank nach dem Postmeister, der sich jedoch bückte und sie über seinen Kopf hinwegfliegen ließ. „Tölpel!“ rief sie aufrecht im Wagen stehend und wüthend gesticulirend, „bildet Ihr Euch ein, eine Ladung Dünger zu Markte zu fahren?“ — „Ma foi!“ rief der Postmeister, ruhig vom Pferde steigend, „ich habe manches Fuder Dünger gefahren, das zwanzig Mal mehr gekostet hat, als man für Sie geben würde!“ Mit diesen Worten schirrte er die Pferde vom Wagen los, und sich wieder nach Valençay wendend, ließ er den Wagen mitten auf der einsamen Straße stehen, wo keine menschliche Wohnung in der Nähe und die Nacht im Anbrechen war. Das Geschrei und die Drohungen der Dame waren vergeblich. Nachdem der Mann in größter Ruhe seine Pfeife angezündet, ritt er klatschend am Wagenfenster vorüber und war bald aus dem Gesicht verschwunden. Die Prinzessin konnte niemals vermocht werden, den Schluß des Abenteuers, und wie sie sich aus dieser unangenehmen Lage gezogen, zu erzählen. Eben so wenig haben ihre Diener, noch ihre

geschwätzigen Mädchen das Geheimniß verrathen, und man glaubte, sie habe sie alle Vier gezwungen, den Wagen, bis zu irgend einem Wirthshause zu ziehen, wo sie verweilen konnte, bis Pferde angekommen waren. Ich weiß nicht, ob dies der Fall war, aber gewiß war sie fähig, es zu thun.

„Man könnte leicht einen Band mit ihren naïvelés und den Witzen füllen, die sie unbewußt machte. Denn es war eben ihre gänzliche Unbewußtheit der „guten Dinge", welche sie aussprach, und ihre gänzliche Gleichgiltigkeit gegen den Effect, den sie hervorbrachten, welche ihnen den größten Reiz verliehen.

„Ich werde niemals ein Ereigniß vergessen, das eines Abends im Salon kurze Zeit vor der Abreise des Fürsten nach England geschehen, und das uns für eine Zeit lang zu lachen gab. Unter den alten Gebräuchen des höfischen Lebens der alten Zeit, die sie aufrecht zu erhalten liebte und die zu ihren Gefühlen und Gewohnheiten paßten, war der Gebrauch des petit billet, ein Gebrauch, der, wie viele andere, in der großen Revolution untergegangen ist, und der als ein Beweis für die lächerliche Weise gelten mag, wie der damalige Adel sein Leben zubrachte.

„Dieser Gebrauch des petit billet existirt noch in manchen alten Familien, wo wenigstens von den ältern

Gliedern die alte Etikette noch festgehalten wird. Er bestand in einem kurzen Briefchen, worin man sich an jedem Morgen nach dem Befinden einer geliebten Person erkundigte, und ebenfalls eine schriftliche Antwort erhielt.

„Natürlich konnte der Inhalt derselben nicht sehr verschieden sein, und die gegenwärtige Generation hat keine Zeit mehr für solche Possen. Ich selbst kannte ein Ehepaar nach der alten Schule, das seit den letzten vierzig Jahren von Tisch und Bett getrennt lebte, aber während dieser ganzen Zeit niemals unterlassen hatte, sich an jedem Morgen das petit billet de matin zu übersenden. Ich war ein Mal gedankenlos genug, um die alte Dame mit dieser Beständigkeit aufzuziehen, worauf sie mir ärgerlich antwortete: „Monsieur, obgleich Monsieur le comte und ich es vorziehen, nicht mit einander zu leben, und uns von jeder Idee der Liebe für einander losgesagt haben, so haben wir uns doch nicht von den Sitten der guten Erziehung losgesagt.“

„Wohl, die Prinzessin hielt an denselben Ansichten fest und erschien keinen Morgen, ohne ihr petit billet an den Fürsten gesandt zu haben, obwohl er nie ihre Absurdität durch eine Antwort aufgemuntert hat. Eines Abends, als sie sich früher als gewöhnlich zurückzog, wurde dem Fürsten, eben als die Gesellschaft aufbre-

chen wollte, ein Billet der Prinzessin durch den Kammerdiener derselben überreicht. Wir waren im ersten Augenblicke Alle beunruhigt und fürchteten, daß sie erkrankt sein möchte; aber sogleich wurde das Billet mit lautem Gelächter von Hand zu Hand gegeben, denn es enthielt nur die folgenden Worte: „Theurer Fürst! Wie befinden Sie sich an diesem Morgen? Ich befinde mich ziemlich unwohl, habe eine schlaflose Nacht gehabt, obwohl ich, als ich schlief, von Ihnen träumte, ein kleiner Trost in meiner Unruhe und Schlaflosigkeit." Der Brief trug den Datum des Morgens. Sie hatte ihn auf ihren Toilettentisch gelegt, wo ihn der Kammerdiener gefunden und ohne Weiteres an die Adresse befördert hatte. Der Fürst war natürlich undankbar; die Prinzessin war während der ganzen Saison die Zielscheibe des Witzes und wurde nimmer in Ruhe gelassen, bis ihre „Vorsichtsmaßregel" durch eine neue Absurdität in den Hintergrund gedrängt wurde."

Zweites Kapitel.

Erinnerungen aus dem Jugendleben des Fürsten Talleyrand.

„Es ist ein auffallend ungewöhnlicher Umstand," sagte ich zu C., als wir eines Abends mit einander im kleinen Thurmzimmer saßen, „daß keine einzige gute Biographie Talleyrand's existirt. Sie würde mehr Anziehungskraft haben, als irgend ein ähnliches Werk, das seit Jahren erschienen. Weshalb übernehmen Sie es nicht? Sie sind, durch die Länge Ihres vertrauten Umgangs mit dem Fürsten, mehr als jeder andere jetzt lebende Mensch dazu befähigt."

„Sie schmeicheln mir," sagte C. lächelnd; „das Unternehmen würde meine Kräfte weit übersteigen, wie überhaupt das Vermögen eines Einzelnen. Der einzige Biograph des Fürsten Talleyrand muß der Fürst

Talleyrand sein. Jeder gewandte, wohlunterrichtete Historiker kann wohl die Facta aus dem Leben des Fürsten zusammenstellen, aber wer außer ihm selbst vermag der Nachwelt genügende Aufschlüsse über die Motive dieser Handlungen zu geben, über die Folgen, welche durch eine andere Handlungsweise hervorgerufen sein, und die, nach seiner eigenen Erklärung, oft durchaus entgegengesetzter Art gewesen sein würden? Eine Biographie, von ihm selbst geschrieben, würde ein literarisches Monument sein, dauernd bis zum Weltuntergang. Sie würde die geheime Geschichte jeder europäischen Regierung seit den letzten sechzig Jahren enthalten, die Privatgeschichte jedes ausgezeichneten Mannes müßte darin nothwendig mit abgehandelt sein. Ich weiß, daß M. de Talleyrand vor Jahren seine diplomatischen Memoiren geschrieben, aber die Veröffentlichung derselben erst vierzig Jahre nach seinem Tode gestattet hat. Diese Bestimmung à la Voltaire ist durchaus bezeichnend für den Charakter eines Mannes, der so oft scherzend den Vorzug seiner „Theorie des Wartens“ wiederholte.

„Einige der am meisten bei der Sache Interessirten, denen er sein malitiöses Vorhaben mittheilte, erhoben sich laut gegen dasselbe, während Andere, vielleicht aus gleich triftigen Gründen, seinem Entschluß applau-

dirten. Aber was immer auch die verborgenen Motive desselben sein mögen, so ist er durch die verschiedenen Parteileidenschaften, die dadurch aufgeregt werden würden, schon hinreichend gerechtfertigt. Er hat hierin, wie in allen andern Dingen, seine tiefe und rücksichtsvolle Kraft der Ueberlegung gezeigt, und es verschmäht, hohe Interessen und ernste Resultate seiner Eigenliebe zu opfern. Er bedachte, daß im Laufe dieser vierzig Jahre seine Verleumder den Zorn ihrer Beleidigungen erschöpft haben und ihrer Bemühungen müde geworden sein würden und dann wollte er kommen und die Nachwelt zwischen ihm und ihnen richten lassen. Es unterliegt keinem Zweifel — die Nachwelt wird diesem Rufe folgen und die nächste Generation gerechter sein als die heutige. Die wüthenden Leidenschaften, die Kämpfe auf Leben und Tod, der politische Haß, unter denen er lebte, müssen erst vergessen sein, bevor die Welt, ruhig und gerecht, die verschiedenen Handlungen seines Lebens beurtheilen, und im Angesicht der Folgen seines Rathes ihr Verdict fällen kann.

„Glauben Sie mir, ein Mann, der es unternehmen will, eine Biographie des Fürsten Talleyrand zu schreiben, muß eine hohe Meinung von seinem Talent und seiner Urtheilskraft haben. Er hat den größten Theil seiner Jugendgenossen überlebt, und hat ihnen

stets so fern gestanden, daß von ihm gesagt wurde, er habe wohl Kameraden und Collegen, aber keine Zeitgenossen gehabt. Schon im Beginn seiner Laufbahn fühlte er, daß Discretion die nothwendigste Eigenschaft für das öffentliche Leben sei, und er war es, der zuerst der Welt die Entdeckung mittheilte, daß die Sprache dem Menschen gegeben sei, um seine Gedanken zu verbergen. Es ist deshalb durchaus unwahrscheinlich, daß irgend ein menschliches Wesen sein Vertrauen jemals in einem solchen Grade genossen habe, um über den Wechsel seiner Grundsätze und die tiefern Grundlagen seiner Handlungsweise urtheilen zu können. Jede Epoche seines Lebens ist mit einer Menge von Anekdoten und Ereignissen ihrer Zeit verknüpft, daß oft die einfachsten Erzählungen von Thatsachen, bei denen er betheiligt war, tiefen Aufschluß über Verhältnisse geben, durch deren Mittheilung die Namen hoher Personen compromittirt werden würden.

„Niemand ist jemals der Gegenstand so heftigen Tadels, so abscheulicher Beleidigungen gewesen, als der Fürst Talleyrand, und die Welt hat diesen Verleumdungen mit gläubigem Staunen zugehört; und doch hat Niemand ihn auch nur einer einzigen Perfidie oder Niederträchtigkeit zeihen können. Trotz der scheinbaren Unbefangenheit und Rückhaltslosigkeit, mit der er sich

gegen seine näheren Bekannten ausspricht, wie wenig ist die Wirklichkeit seines Privatlebens bekannt! Trotz dem Eifer, mit welchem die Publicisten nach einer seltenen Anekdote, einem flüchtigen bon mot oder einem Axiom dieses großen Mannes jagten, wie wunderbar unwissend sind sie über seinen wirklichen Charakter, über die Größe seiner Seele, die sich überall offenbart, geblieben! Die Wahrheit ist, — daß, wenn man den Verstand zum Richter seines öffentlichen Charakters setzte, das Herz allein den Werth seines Privatlebens beurtheilen kann.

„Ich habe ihn oft lächeln sehen, wenn von irgend Jemand der Versuch gemacht wurde, seine Biographie zu schreiben, und ich habe ihn, wenn er sich irgendwie veranlaßt fand, einen der kleinen Journalisten, der eifrigen Sammler von bon mots und Epigrammen für die Salons von Paris, zu Valençay zu empfangen, ein boshaftes Vergnügen daran finden sehen, ihre Leichtgläubigkeit durch die Erzählung wunderbarer Abenteuer in Betreff seiner oder der Männer, mit denen er in Berührung stand, zu mystificiren. Es ist eins seiner angenehmsten Vergnügen, sich von mir, während er Toilette macht, diese Anekdoten wieder vorlesen zu lassen. Wie ich Ihnen schon vorhin gesagt habe: es ist so viel Wahres mit so viel Falschem vermischt über

den Fürsten ausgestreut worden, daß der Geschichts- schreiber, der Beides von einander trennen möchte, bei diesem Versuche vollständig confus werden muß. Auf der andern Seite ist die Welt der Anekdote unsere eigne Welt. Er ist nicht geizig mit diesem reichen Schatz und liebt es, mit vollen Händen seinen vertrauteren Freunden daraus mitzutheilen, und aus dieser Quelle schon könnte man Bände füllen.

„Ich erinnere mich, daß wir eines Abends die Zeit vom Diner bis zum Schlafengehen allein waren. Die Damen der Familie waren zur Hochzeit eines reichen Vasallen in der Nachbarschaft gefahren und hatten dem Fürsten, der an einer Erkältung litt, empfohlen, sich frühzeitig zur Ruhe zu begeben. Sie werden mir kaum glauben, daß wir bis zum Anbruch des nächsten Tages zusammensaßen, so tief hatte er sich in die Ereignisse der Vergangenheit verloren und manche einfache Bemerkung von meiner Seite rief einen ganzen Zug von Erinnerungen wach, die vielleicht seit seiner Jugend geschlummert, während ich, so lange er sprach, weder an Schlaf noch Ruhe dachte. Ich hätte bis zum jüngsten Tage zuhören können.

„Einer der Gegenstände, von welchen er diesen Abend sprach, waren seine Memoiren. Es war eben

in den Pariser Blättern eine Schrift: der Erzdiplomat, nach Original-Documenten angekündigt worden.

„„Das ist,“ sagte er, „wenigstens der vierzigste Versuch in den letzten zwölf Jahren, und was mich am Meisten wundert, ist der Umstand, daß alle diese Schriften mehr oder weniger Erfolg gehabt haben. Das Publikum läßt sich gern dupiren und sucht mit Eifer nach jeder Gelegenheit, betrogen zu werden.“

„Er begann an jenem Abende mit Erinnerungen aus der Zeit seines Aufenthaltes im Seminar St. Sulpice und gab mir von den seltsamen Sitten und Gebräuchen dieses alten Klosters, dessen Traditionen in der Revolution unter die Füße getreten wurden, interessante Schilderungen, denn er ist der Einzige in der Welt, der von den letzten Generationen des alten Seminars übrig geblieben ist, sein Chronist zu sein.

„Die Erinnerungen an die Localitäten und Sitten von St. Sulpice riefen correspondirend die Gestalten Derjenigen hervor, mit denen er zusammen dort gelebt hatte.

„„Nicht alle Romane, die jemals geschrieben wurden, haben das Interesse der einfachen Erzählung der späteren Lebensschicksale vieler meiner armen Studiengenossen,“ fuhr er fort. „Einige wurden unter den Rädern der Revolution zermalmt — Andere fand ich

in den Reihen der Armee Napoleon's wieder, mit den Epauletten und Abzeichen seiner Avantgarde, oder in der Uniform der Voltigeurs. Es leben noch einige von ihnen in hohen Aemtern, worin sie Louis XVIII., unkundig ihrer Vergangenheit, bestätigte.

„„Eins der schlagendsten Beispiele von der Thorheit menschlicher Wünsche giebt die Geschichte des jungen Eugen de V., eines meiner speciellen Freunde im Seminar. Er war einer der schönsten jungen Männer, die ich je gesehen. Groß und brünett, das Feuer des Südens in seinen Augen, mit einem Gesicht, auf dem Leidenschaft, Energie und Muth deutlich ausgeprägt waren. Er war der natürliche Sohn eines Edelmanns, der ein hohes Hofamt bekleidete, und konnte mit Sicherheit darauf rechnen, durch diesen Einfluß einst zu den höchsten Ehrenstellen der kirchlichen Laufbahn berufen zu werden. Es war unbekannt, wer seine Mutter war, aber es ging unter uns ein Gerücht, sie sei entweder eine Jüdin oder eine Zigeunerin gewesen — eine Vermuthung, zu welcher sein Auge und sein markirtes Gesicht Veranlassung gegeben. Er war von stolzem und leidenschaftlichem Character, rücksichtslos und unbändig. Weder Strafe noch Ermahnungen hatten seine heftige Natur zu bändigen vermocht, und bei mehr als einer Gelegenheit würde man ihn wegge-

jagt haben, hätten seine Talente und seine Gelehrsamkeit der Anstalt nicht zur Ehre gereicht.

„„Sein kühner Geist sträubte sich gegen die kirchliche Laufbahn. Ich habe ihn schaudern sehen, wenn er sein schwarzes Habit anlegen sollte und er weigerte sich durchaus, an den Processionen bei festlichen Gelegenheiten Theil zu nehmen. Militairischer Ruhm und ein militairisches Leben waren die Träume seiner Seele. Er würde Malthesers-Volontair — ja selbst gemeiner Soldat geworden sein, wenn ihm gestattet worden wäre, seiner Neigung zu folgen. Er sagte mir selbst, so stolz er war, daß er vor seinem Vater gekniet und ihn flehentlich gebeten habe, ihn Soldat werden zu lassen. Aber sein Vater hatte ihm kalt erklärt, daß sein Einfluß in der Armee durch seine andern Söhne in Anspruch genommen würde, daß er keinen Wechsel des Berufs zugeben werde und daß Eugen nur so lange auf seine Protektion rechnen könne, als er seinen Befehlen gehorche.

„„Von diesem Bescheid gab es keine Appellation und der arme Eugen blieb im Seminar. Aber seine Seele war mit ingrimmiger Bitterkeit gegen eine Ordnung der Dinge erfüllt, die ihn hilflos ließ, ihn zum Sklaven des Willens Anderer machte und ihm verwehrte seinen eigenen Beruf zu erwählen. Sie werden

natürlich glauben, daß er einer von denjenigen war, der sich den Doctrinen ergaben, die die Philosophen jener Zeit mit so großem Erfolge predigten. Er würde streng getadelt, oft sogar hart für diese Theilnahme bestraft, denn er suchte seine Ideen keineswegs zu verbergen, sprach im Gegentheil laut seine Verachtung der Aristokratie, seinen Haß gegen die Unterdrücker des Volks und seine Meinung aus, daß der König einst für sein schwaches Regiment zur Rechenschaft gezogen werden würde. Und vor Allem wagte seine Zunge sich gegen die Königin, die arme Antoinette, „die herzlose Oesterreicherin,“ zu erheben.

„„Er verließ das Seminar mit diesen Gefühlen. Er war weit jünger als ich und ich verlor ihn für einige Zeit aus den Augen. Ich hörte inzwischen nur, daß er bei einer der Capellen von Notre-Dame angestellt sei und nur auf eine fette Pfründe oder eine Abtei warte, die der Einfluß seines Vaters ihm verschaffen werde. Inzwischen brach die Revolution aus und Eugen konnte sich selbst seinen Weg wählen.

„„Natürlich wunderte ich mich nicht, als ich hörte, daß er den Priesterrock ausgezogen habe und in die Armee eingetreten sei; aber ich war im hohen Grade erstaunt, als ich durch seinen Bruder, den Marquis de P. erfuhr, daß er sich den Ueberresten der gardes-du

corps angeschlossen habe, daß er zweimal bei der Vertheidigung der Königin verwundet worden und daß er es gewesen sei, der den Dauphin mit Gefahr seines Lebens durch die Allée des Feuillans gefahren.

„„Und was wurde später aus ihm?“ fragte ich seinen Bruder.

„„„Er wurde natürlich eingezogen,“ antwortete der Marquis, „aber auf den Verdacht des Wahnsinns hin, wieder entlassen, obgleich er nicht mehr wahnsinnig war, als ich selbst. Er blieb während der Schreckenszeit in Paris, ohne irgendwie angefochten zu werden. Mein Vater und ich selbst hatten uns zur Condé'schen Armee begeben und würden erfreut gewesen sein, einen so kühnen und tüchtigen Geist zu den Unsern zu zählen. Wir schickten ihm eine bedeutende Geldsumme zu diesem Zweck. Er dankte uns herzlich, ließ uns jedoch wissen, daß er *seinen Posten nicht verlassen könne, bis seine Aufgabe erfüllt sei!* Mit großer Unruhe hörten wir wieder, daß er sich durch sein Betragen bei der Hinrichtung der Königin bemerkbar gemacht habe. Wir hörten, daß er sich selbst unter die Räder des Karrens geworfen, welcher die unglückliche Königin zum Richtplatz führte und daß er von den wüthenden Fischweibern fast zerrissen worden sei, weil er laut sie wegen ihrer Grausamkeit verflucht. Er

entfloh durch sein außerordentliches Glück noch einmal, und wir wurden noch einmal um Geld angesprochen, um ihm, wie er schrieb, „zur Flucht aus diesem entsetzlichen Lande zu verhelfen, wo weder Unschuld noch Schönheit vor Menschen Gnade finden könnte, grausamer und blutdürstiger als die Thiere des Waldes.“ Er wollte uns über die ungeheure Summe, die wir ihm bereits geschickt, keine Rechenschaft geben. Nichts desto weniger eröffneten wir — so groß war unsere Sorge um ihn, und das Bedürfniß, einen so ausgezeichneten Mann in unsern Reihen zu haben — eine Subscription unter uns, um, arm wie wir waren, ihm noch einmal die geforderte Summe zuzusenden, während wir besorgt seine Ankunft erwarteten.

„„Der Marquis hielt hier in seiner Erzählung inne und fügte dann hinzu: Von dieser Zeit an habe ich ihn nicht wieder gesehen, obwohl er nicht weit von unserm eigenen Schlosse in der Bretagne lebte.“

„„Wie, vereinigte er sich nicht mit Ihnen?“ sagte ich. „Floh er aus dem Lande?“

„„„Er that es!““

„„Und was wurde später aus ihm?“

„„„Er wurde Mönch!“ antwortete der Marquis, „mit dem Gelde, das wir ihm mit so vieler Mühe gesandt. Er verließ das Land und ging nach Italien,

wo er in ein Kloster der Camaldulenser eintrat. Aber nach der Restauration fand er die Regel dieses Ordens noch nicht streng genug, kehrte nach Frankreich zurück und wurde Trappist. Vor wenigen Monaten empfing ich einen Brief vom Prior des Klosters, der mir den Tod meines Bruders mittheilte, und dabei bemerkte, daß er, obgleich es gegen die Ordensregeln, die keinem Mönche gestatten über seine Hinterlassenschaft zu verfügen, der ausgezeichneten Frömmigkeit des Bruders Eugens wegen, nach seinem Wunsche, mir seine mir bestimmte Hinterlassenschaft übermachen wolle. Dieser Brief war von einem kleinen Päckchen begleitet, das außer einer Elle schmalen schwarzen Bandes eine Quittung über eine Geldsumme enthielt, die, wie ich mich sogleich erinnerte, dieselbe war, die wir ihm zum ersten Mal von der Armee de Condé geschickt. Die Quittung war von der Hand Henri Samsons, des Scharfrichters, unterzeichnet, und wies aus, daß die Summe dazu verwendet worden war, das schwarze Band, welches dazu gedient hatte, das Haar der Bürgerin Capet am Morgen ihrer Hinrichtung festzuhalten, von Samson zu kaufen.

„„„Das Band war mit Blutstropfen befleckt. Auf der Rückseite des Papiers standen einige Worte von Eugens Hand, worin er sagte, daß er den Verdacht,

dies Geld auf schlechte Weise verwendet zu haben, nicht mit in's Grab nehmen wolle, und daß er wünsche, das Band möge in der Familie von Generation zu Generation aufbewahrt werden. Er fügte dann noch hinzu, daß ich ihn nicht tadeln würde, das Geld zur Erwerbung dieses Schatzes verwendet zu haben, und daß ich das Andenken eines Mannes ehren möge, der auf der Welt ein Märtyrer gewesen und jetzt im Himmel ein Heiliger sei."

„„Dies ist die Geschichte meines armen Jugendfreundes. Nach einer Jugend in verzehrenden Wünschen verlebt, unter feierlichen Gelübden dessen, was er thun und ausführen wolle, würde er jemals von diesem schwarzen Kleide und der sclavischen Tonsur befreit, — mit einem hochklopfenden Herzen und einer brennenden Ehrbegierde, hatte er kaum die Freiheit erlangt, nach der er so lange geseufzt, als er eilte, alle seine Hoffnungen unter der Kutte des Trappisten zu begraben. Es ist augenscheinlich, daß seine glühende Phantasie von den Reizen der schönen Königin bezaubert worden war, sobald er sie gesehen. Er hatte diese Leidenschaft durch Jahre der Sorgen und der Verzweiflung genährt, und als Alles vorüber, hatte er die Einsamkeit des Klosters gesucht, um in der ungestörten Er-

innerung an die, die er liebte, den Rest seiner Tage in hoffnungslosen Schmerzen zu verleben.

„„Wie schade,“ sagte der Fürst, als er seine Erzählung schloß, „daß Ihre Lieblinge, Dumas oder Eugen Sue, nichts von der Geschichte meines armen Freundes wissen! Welch ein kostbares Material zu einem fünfactigen Drama oder einem achtbändigen Roman!“

„M. de Talleyrand verliert niemals eine Gelegenheit, den Romantikern ein coup de patte zu versetzen, gegen welche er, gleich allen Anhängern der voltairischen Schule, eine lebhafte Aversion hat, und wir haben manchen freundlichen Streit über dieses Thema zusammen ausgefochten.“

„Trafen Sie jemals einen der ehemaligen Genossen des Fürsten im Seminar St. Sulpice im Hotel Talleyrand?“

„Es ist nur Einer, der es besucht;“ antwortete C., „denn im Allgemeinen sind sie es, welche die Erinnerungen an eine Vergangenheit meiden, die sie mit dem ci-devant Abbé Perigord verlebten. Seine Unterhaltung mit ihnen war immer frank und frei. Da er niemals den Heuchler gegen sie spielte, so hatte er niemals Entlarvung, noch eine Unterhaltung mit denen zu fürchten, die von seinem frühern Leben sprechen können.

„Es liegt etwas Rührendes in der Offenheit, mit welcher der Fürst sich zuweilen mit einem Individuum, von dem ich jetzt sprechen will, über seinen Aufenthalt im Seminar unterhält. Er war der einzige seiner damaligen Genossen, mit dem er in gewisser Weise näher und inniger befreundet war und den er durch die Bande der tiefsten Dankbarkeit an sich gefesselt hat. Es ist dies der Pfarrer von St. Thomas, einer der schlichtherzigsten und tugendhaftesten Menschen und einer von denen, die, trotz seiner Apostasie, den wahren Character des Fürsten ehren und anerkennen. Ich kenne kein größeres Vergnügen als der Unterhaltung dieser beiden alten Freunde zuzuhören, wenn sie in der Vergangenheit, bei der Zeit ihres Aufenthalts im Seminar verweilen. Der Fürst hat wirklich eine aufrichtige und herzliche Zuneigung zu M. D—, und ich erinnere mich, daß er einst heftig erzürnt war, als er in einem Bande moderner Memoiren den alten Pfarrer seiner außerordentlichen Einfalt wegen lächerlich gemacht fand. Er erzählte mir die Geschichte des guten Mannes und des Ereignisses, über welches hier gespottet wurde, und das er, damals im Seminar, recht wohl kannte.

„„Es scheint, daß der gute Pfarrer sich stets durch seine kindliche Einfalt und Leichtgläubigkeit ausgezeichnet hat. Er hatte im Seminar von seiner Bereitwil-

ligkeit, an eine Vermittelung des Himmels zu glauben, den Spottnamen Providence erhalten. Er war an einem kalten, schneeigen Decembermorgen sehr früh aufgestanden, um die Frühmesse in einer Kirche der Nachbarschaft zu halten und hatte sich im Dunkeln und in aller Stille angezogen, um seinen Stubengenossen, M. de Sèze nicht zu wecken, der noch schnarchte, ohne, weltlich wie er war, zu wissen, daß es einer der größten Festtage im Jahre war, das Fest des heiligen Nicolaus.

„„Der gute Junge stahl sich vor Frost bebend die kalten Treppen hinab, und ging, sein Brevier unter dem Arm, durch die einsamen Straßen.

„„Als er an der Kirchenthür angekommen war, wurde ihm der Weg durch ein armes Weib versperrt, eine seiner alten Pensionairinnen, die ihm im Augenblicke seines Erscheinens zu Füßen fiel und erklärte, sie sei, im Fall er ihr nicht helfen wolle, eine verlorne Kreatur. Sie habe die ganze Nacht hindurch die Straßen durchwandert, weil ihr Wirth ihr den Eintritt in ihr Logis verweigert, um ihr ihre armseligen Lumpen zu nehmen, wenn sie ihm nicht die Miethe zahle. Es traf sich just so, daß der junge Seminarist, niemals mit den „guten Dingen dieser Welt“ überladen, sich für den Augenblick gänzlich auf dem Trocknen befand. Er wartete eben auf sein monatliches Taschengeld, um

seine arme Pensionarin zu besuchen. Denn so groß war sein Drang, den Unglücklichen beizustehen, daß er die Sparpfennige seiner Mutter auf dem Altar der Armuth opferte.

„„Der junge Seminarist bemühte sich indessen vergeblich, dem armen Weibe sein Unvermögen zu versichern, ihr diesmal zu helfen. Vergebens suchte er sich von ihr loszumachen. Sie hatte seine Kniee umfaßt, sie badete seine Füße mit ihren Thränen, sie flehte zu Gott ihren Wohlthäter zu segnen, sie wußte, daß er nicht das Herz haben würde, ihre vier armen, vaterlosen Waisen auf der Straße Hungers sterben zu lassen. Was war eine armselige Summe von drei kleinen Kronen (petits écus) für solch einen vornehmen Herrn?

„„Aber meine gute Frau,“ sagte er, vollkommen betäubt durch ihr Unglück, „für so reich Ihr mich auch haltet, so habe ich doch in diesem Augenblicke nicht einen einzigen Sou in meinem Vermögen.“

„„O, fühlen Sie nur in Ihre Tasche, Monseigneur, Sie werden gewiß genug darin finden, mich und meine armen Kinder vom Hungertode zu retten. Es ist nicht viel, mein Herr Bischof (denn Sie werden sicher eines Tags noch Bischof werden), nur drei arme, kleine Kronen!“

„„Aber auf mein Wort, ma bonne amie, ich habe

es nicht. Und wenn Ihr meine Taschen durchsucht, ich sage es noch einmal, so findet Ihr auch nicht einen einzigen Sou.

„„Ach, das ist immer die Art,“ schrie das Weib an den Zipfeln seiner Soutane ziehend, die sie fest in ihrer Hand hielt, „das ist stets die Art, mit der vornehme und reiche Leute, deren Taschen mit Gold und Silber vollgestopft sind, die Bitten der Armen abweisen. Sie haben niemals eine Münze so klein wie ein einziger Sou. — Aber sucht, sucht in Himmels Namen und Sie werden sicher drei arme Kronen finden, die hinreichend sind mich vom Verderben zu retten.“

„„Nun denn, wenn Ihr mir nicht glauben wollt — seht selbst, ob ich Euch nicht die Wahrheit sage,“ sagte der arme Junge, dessen Witz nun vollständig zu Ende war. Und mit diesen Worten wendete er die Taschen seiner Soutane nach Außen, aber, o Himmel, welch Wunder! Drei neue blanke Kronen rollten zur Erde und das Weib raffte sie auf und war verschwunden, bevor der wie vom Donner gerührte, Abbé sich noch von seinem Erstaunen erholt hatte. Er stand Minute über Minute unfähig zu glauben, daß die Gnade eines solchen Mirakels einem so unwürdigen Sünder, wie er, zu Theil geworden sei. Er versenkte seine Hand neugierig in die Taschen seiner Soutane — aber keine andere

Münze war mehr darin. Es war also erwiesen, die Vorsehung hatte an ihm dies Wunder gethan, um seine schwachen Versuche zu belohnen und zu ermuntern. Er sandte ein brünstiges Gebet gegen die Sünde der Selbstüberhebung zum Himmel, stürzte zum Altar der Jungfrau und hauchte seine Dankbarkeit in glühenden Gebeten aus. Und so groß war seine Aufregung, daß er den ganzen Tag in Fasten und Beten in der Kirche zubrachte, daß kein irdisches Gefühl sich in seine heilige Stimmung mischen sollte.

„„Mit dem Einbruch der Nacht kehrte er voller Demuth und Dankbarkeit in's Seminar zurück, entschlossen, seinen Kameraden nichts von der Sache zu erzählen, um ihren Spott nicht hervorzurufen. Sie waren indessen Alle abwesend, denn es war das Fest des heiligen Nicolaus, das heiterste Fest im Jahre, der Namenstag des Patrons aller jungen, unverheiratheten Männer in Frankreich, wo auch den armen Seminaristen erlaubt war, den Abend außerhalb der Mauern von St. Sulpice zuzubringen. Und sie hatten Alle von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht, mit Ausnahme des guten de Sèze, der die Treppe wüthend heruntergestürzt war, sobald er den Schritt des armen Providence hörte und ohne ein Wort der Erklärung, den Letztern zu knuffen und zu puffen, und ihn mit Vorwürfen zu be-

laden begann, bis er endlich aus Mangel an Athem genöthigt war eine Pause zu machen. Die Ursache aller dieser Wuth war die, daß er in der Dunkelheit des Morgens die neue Soutane seines alten Freundes und Stubenkameraden für seine eigne alte genommen und diesen dadurch der Mittel zum Genusse des Abends beraubt hatte!

„„Das Wunder war erklärt, der arme Abbé enttäuscht und da er nicht im Stande war, die Summe sogleich zu ersetzen, gezwungen, die Wahrheit zu beichten. Der gutmüthige de Sèze war indessen darüber so ergötzt, daß er sich bei seinem Ennui durch die Enttäuschung des armen Providence hinreichend gerächt glaubte.

„„Es ist sehr außergewöhnlich,“ sagte der Fürst, eines Tags, als uns M. D — eben verlassen, „daß diese Enttäuschung den Glauben des guten Providence nicht geschwächt hat. Er bleibt im Gegentheil zuversichtlich dabei, daß die Vorsehung ihn niemals betrogen, und die Sicherheit dieses Glaubens führte ihn unversehrt und unmolestirt durch die gefahrvollsten Zeiten der Revolution. In der Restauration wurde er zum Pfarrer von St. Thomas, einer der besten Pfründen, ernannt, welche er noch hat und wo er, bis das Alter ihn zum Predi-

gen unfähig machte, manchen frommen Sermon über die „Güte der Vorsehung“ hielt.“

„Es giebt kaum einen Besucher des Hotel Talleyrand,“ fuhr C. fort, „der nicht, wie eben der Pfarrer von St. Thomas, eine interessante Geschichte oder Anekdote von Seiten des Fürsten hervorriefe. Sein Gedächtniß ist so wundervoll, daß er kaum den kleinsten Zug aus seinem eignen Leben erzählen kann, ohne zu einer Reihe illustrirter Züge aus derselben Zeit geführt zu werden, und er versteht diesen kleinen Erzählungen einen Reiz zu verleihen, der oft geringfügige Umstände bedeutend und wichtig erscheinen läßt. Der Prinz ist im Allgemeinen nachsichtig, wenn er Anekdoten von Personen erzählt, von denen bekannt ist, daß er ihnen abgeneigt war. Ich habe ihn oft sagen hören, daß die „Erfahrung uns Nachsicht lehre“, und daß der weiseste Mann der sei, der sein Urtheil über Andere mäßige, weil er nicht immer ihre Motive durchschauen könne. Ich habe ihn oft seine vertrauteren Cirkel ganze Abende hindurch mit Anekdoten über seine „Mitarbeiter im Weinberge des Herrn“ unterhalten sehen, ohne daß er seine Zuflucht zum Scandal hätte nehmen müssen. Ich halte dies für die höchste Vollkommenheit der Kunst des Erzählens. Die einzige Person, deren Erinnerung ihn malitiös machen kann,

ist Madame Necker, die er nie leiden konnte und der er selbst in ihren glänzendsten Zeiten offen den Krieg erklärt hatte. „Sie hat jede Tugend, und nur einen Fehler — sie ist unerträglich!“ sagte er oft. Die gute Dame vergab ihm niemals, daß er sie mit einer vor Anker liegenden Fregatte verglichen, die den Salutschuß von einer befreundeten Macht empfängt, als sie bei ihren wöchentlichen Soiréen vor ihrem Kamine im Hotel Necker stand. Ihre umfangreichen Proportionen verdunkelten das Feuer, wenn sie mit zusammengekniffenen Zähnen und stolzem Lächeln den Complimenten der Academiker horchte, die zu diesem Zwecke eingeladen worden waren. Die „steife Genferin“, wie er sie nannte, hat ihm zu mehr witzigen bon mots, zu mehr beißenden Epigrammen Veranlassung und Stoff gegeben, als sein bitterster Feind.

„Seine Gefühle gegen ihre Tochter, Madame de Staël, waren fast dieselben. Heute noch wird seine Eigenliebe durch die Verbindlichkeit verwundet, die er ihr schuldet, denn sie war es, die ihn durch ihren Einfluß bei Barras aus der Verbannung zurückrief, und dadurch in der That den Grund zu seinem Glücke legte. Dieses Widerstreben gegen die Anerkennung einer solchen Schuld mag undankbar scheinen; aber man wird den Fürsten entschuldigen, wenn man sich

erinnert, daß Madame de Staël jenes nervöse Temperament besaß, welches ihr ihre Erfolge durch ihr Uebergewicht gewinnen half, und oft genug die verpflichteten Personen rücksichtslos an ihre Verpflichtung erinnerte. Dies mußte natürlich einen Mann von dem stolzen und charaktervollen Temperament des Fürsten zur Verzweiflung bringen, eben so wie er mit aller seiner Philosophie niemals Napoleons boshaftes und demüthigendes Betragen gegen ihn mit Ruhe zu ertragen vermochte.

„Er hatte niemals die hohe Meinung der Welt von Madame de Staël. Er fand ihren Styl pedantisch und geschraubt und beklagte bei jeder ihrer Schriften die gänzliche Abwesenheit des Natürlichen und Wahren. Ich habe ihn oft sagen hören, daß Diejenigen, die ihre Schriften gelesen, sich rühmen dürften, die Verfasserin zu kennen, denn nichts könne Madame de Staël mehr gleichen, als ihre falschen und gemachten Empfindungen und die Oberflächlichkeit ihrer Schriften. Ich habe ihn fast nie heiterer gesehen, als bei Erzählung einer Geschichte, die Madame de Staël in seiner Gegenwart passirte. Ich glaube, es war eine fête champêtre, die von Madame Helvetius in ihrem kleinen Schlosse zu Auteuil gegeben wurde. Der Garten war mit den vereinigten Talenten Euro-

pa's und America's angefüllt, denn die Manie für America hatte damals gerade ihre höchste Höhe erreicht, und das Fest wurde zu Ehren des großen Verfechters der Freiheit, dem Wohlthäter seines Geschlechts — l'homme de la nature — dem unsterblichen Franklin gegeben. Ich könnte Ihnen beiläufig einige curiose Geschichten im Betreff dieses großen Mannes erzählen, die Sie als Engländer gern hören, und die der Fürst Ihnen gleich gern erzählen würde, denn seine Achtung für diesen faux bonhomne ist nur gering.

„Madame Helvetius war eine der reizendsten Frauen ihrer Zeit, deren Typus seit der Revolution verschwunden ist. Ohne wirklich schön zu sein, hatte sie stets größere Erfolge, als die berühmtesten Schönheiten, die mit ihr zugleich in einer Gesellschaft waren. Es war ein Zauber, eine Grazie in jeder ihrer Bewegungen, in jedem Worte, das sie aussprach, welche sie hinreißend machten. Obgleich sie selbst kein literarisches Talent besaß, so gab es doch nicht eine Berühmtheit in Europa, die nicht auf ihre Bekanntschaft stolz gewesen wäre und ihre Gesellschaften in Paris und ihre Feste in Auteuil sind bis heute nicht vergessen. Madame de Staël debutirte damals in der Pariser literarischen Welt und rechnete auf größere Erfolge als sie erhielt, obgleich sie, wären ihre Ansprüche

nicht zu ungeheuer gewesen, wohl hätte zufrieden sein können. Sie war eben in Paris eingetroffen und sie und alle ihre Freunde waren leuchtende Sterne an dem nebligen und wolkigen Horizont Genfs gewesen.

„Bei ihrer Ankunft in der Gesellschaft hatte Madame Helvetius ihr natürlich eine besondere Aufmerksamkeit erzeigt, als jedoch andere Gäste zu empfangen waren, sie verlassen, um für das allgemeine Amusement Sorge zu tragen. Ein oder zwei Mal war sie an Madame de Staël vorüber gegangen, die verdrießlich auf ihrer Bank sitzen geblieben war und hatte endlich Mr. de Talleyrand mit der Unterhaltung derselben beauftragt. Aber Mr. de Talleyrand hatte Tact genug zu fühlen, daß er, selbst kein literarischer Lion, ein schlechter Gesellschafter für die gelehrte Genferin sein würde; er ging also, ihr eine passende Unterhaltung zu verschaffen und kehrte bald mit dem Abbé Monti zurück, dessen Gedichte damals in ganz Europa Furore machten, und dessen Ankunft die Schriftstellerin in die beste Laune versetzte. Mr. de Talleyrand setzte sich neben sie auf die Bank und blieb, sich in der Nähe so vieler Talente ganz unbedeutend fühlend, ein schweigender Zuhörer der Unterhaltung, eifrig für seine Fortbildung besorgt. Die Unterhaltung war

voll überströmender Gelehrsamkeit und die Complimente fielen wie Aprilregen, der Abbé hatte niemals auf die große Ehre gerechnet, der ersten Schriftstellerin seiner Zeit zu begegnen, und Madame wenig geträumt, als sie an diesem Morgen aufstand, daß dieser Tag sie durch die Bekanntschaft des Abbé glücklich machen würde.

„„Ich habe jedes Wort verschlungen, das aus Sappho's Feder kam,“ sagte der Abbé.

„„Ich gehe nie zur Ruhe, ohne eine der reizenden Oden des Italienischen „Tyrtäus“ gelesen zu haben,“ sagte die Dame.

„„Haben Sie meinen letzten Versuch gesehen?“ fragte der Abbé.

„„Leider noch nicht,“ seufzte die Staël, „obgleich ich das Gerücht seiner hohen Vollendung aussprechen hörte.“

„„Ich habe es hier!“ rief der Abbé, eifrig ein kleines Bändchen aus der Tasche ziehend. „Erlauben Sie mir, es Ihnen überreichen zu dürfen, eine schwache Huldigung gegen einen so mächtigen Geist.“

„„Dank, Dank,“ rief Madame de Staël, das kleine Bändchen mit dem Ausdruck überströmender Dankbarkeit ergreifend. „Es ist ein Schatz, den ich höher schätze als Gold und Juwelen.“

„Sie überflog flüchtig die Blätter, während der Abbé mit dem Entzücken der Selbstzufriedenheit ihr Gesicht überwachte; dann es plötzlich auf ihren Schooß legend sagte sie mit einem schmachtenden Blicke: „Sie sprachen vorhin von tragischer Poesie, theurer Abbé; ist Ihnen mein letzter Versuch, eine dramatische Scene, zu Gesicht gekommen, eine schwache Nachahmung Ihrer eignen Meisterwerke?“

„„Ich bin noch nicht so glücklich gewesen,“ antwortete der Abbé.

„„Wie glücklich, daß ich eine Abschrift bei mir habe!“ sagte Madame de Staël, nahm ihren Beutel vom Arm und legte ein kleines Heftchen auf den Tisch. Der Abbé küßte es mit tiefer Ehrerbietung, legte es bei Seite und die Unterhaltung, das heißt, das Complimentiren, wurde mit erhöhtem Eifer fortgesetzt.

„Mr. de Talleyrand entfernte sich von ihnen und kehrte nicht mehr zurück, als bis die Gesellschaft aufbrechen wollte. Er fand die Bank, wo sie so lange gesessen, verlassen, aber die kostbaren Schätze, die sie mit so großer Dankbarkeit von einander erhalten, waren vergessen. Mr. de Talleyrand hob sie mit unaussprechlichem Vergnügen auf, indem er hoffte, daß sie ihm Stoff zu einer unschuldigen Persiflage geben würden,

im Fall man sich des Verlustes in einer andern Gesellschaft erinnern sollte. Aber sie waren vollständig vergessen, sie wurden weder gesucht noch nach ihnen gefragt und sie sind jetzt in der Bibliothek, wo der Fürst sie zu zeigen pflegt, wenn er die Geschichte erzählt.

„In dieser Art,“ sagte C., als er seine Uhr zog und sich über die späte Stunde verwunderte, „erzählt uns der Fürst Geschichten von Leuten, welche die Welt hochgestellt hat, um sie uns näher kennen zu lehren.

„Sie werden jetzt begreifen, weshalb es so schwer ist eine gute Biographie Talleyrands zu schreiben; es darf nur wenig von ihm selbst im Verhältniß zu Denjenigen gesprochen werden, die mitbetheiligt sind — das Werk würde zu so vielen Abschweifungen führen, daß es sich zu einer bändereichen Encyclopädie ausdehnen würde. Außerdem kann es nicht eine Person allein unternehmen. Es würde Schriftsteller von verschiedenem Talent, verschiedenem Charakter, verschiedenen Naturen — ich möchte fast behaupten, von verschiedenem Alter erfordern, um ihm in den verschiedenen Situationen seines Lebens Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“

„Warum bearbeiten Sie, theurer Freund, nicht

den Theil, dessen Material Ihnen so ganz zu Gebote steht, und geben der Welt eine Vie Anecdotique des Fürsten?“ sagte ich. „Ich gestatte Ihnen gern, Ihre Kunst des Erzählens vor der Veröffentlichung praktisch an mir zu versuchen.“

„Gut, gut — die Idee ist nicht schlecht,“ sagte C. herzlich lachend. „An Material fehlt es nicht und wenn wir Zeit und Muße haben, wird die Unterhaltung uns Beide amusiren. Ein Talent ist wenigstens vorhanden, denn Sie sind unzweifelhaft ein kostbarer Zuhörer.“

Drittes Kapitel.

Die Gräfin de la Motte.

Man wird leicht glauben, daß ich des Versprechens nicht vergaß, das mir mein Freund mit solcher Bonhommie gegeben, und sobald wir wieder allein waren, unterließ ich nicht, ihn daran zu erinnern. Die Gelegenheit fand sich bald nach unserer letzten Unterhaltung. Wir waren in der Gemälde-Gallerie des Schlosses, während der strömende Regen jede Hoffnung auf eine Excursion schwinden machte. Der Fürst hatte an diesem Morgen sein Zimmer nicht verlassen. Er war eifrig beschäftigt und hatte bereits seine Absicht verkündet, bis zum Diner invisible zu bleiben. Er war im Begriff „à faire Courier," wie er es nannte, bei welcher Gelegenheit ich ihn einen Sack voll Briefe absenden sah, deren jeden er vorher

sorgsam gelesen und verbessert hatte. Die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der er es stets verstand das Wort zu finden, welches seine Sekretaire vielleicht vergeblich gesucht haben würden, war ein Gegenstand großer Verwunderung Aller, welche dies kannten. Aber er vermochte weder mit Leichtigkeit zu schreiben noch zu dictiren und das unbedeutendste petit billet machte ihm oft mehr Mühe, als eine seiner complicirtesten Depeschen.

Ich glaube, es ist dieses eine Folge seiner ersten Erziehung. Studien und sorgsame Lektüre mögen das Gefühl bilden und Gelehrsamkeit verschaffen, aber sie werden nur selten zur Gewandtheit führen. C. sagte mir, daß der Fürst oft länger als eine Woche an einem Condolenz- oder Gratulationsbriefe gearbeitet habe, wenn ihm daran gelegen gewesen, jede Kritik zu bestehen. In einem solchen Falle ließ er von seinen Sekretairen drei oder vier Briefe in verschiedener Manier über den angedeuteten Gegenstand schreiben und setzte dann aus diesen verschiedenen Briefen seinen eigenen zusammen, den er mit piquanten Zusätzen so auszustatten verstand, daß er als Meisterstück in jedem Salon von Hand zu Hand ging. Diejenigen, die im Geheimniß waren, mußten natürlich über das ungeheure Lob lachen, das in den Journalen seinen

Depeschen (einige waren wirklich Meisterstücke) gespendet wurde, denn sie wußten wohl, daß sie kaum die Aufmerksamkeit eines Augenblicks erregt haben würden, wäre die Wahrheit bekannt gewesen.

„Verwendet er viel Zeit auf die Abfassung seiner Memoiren?“ fragte ich.

„Er hatte diese Arbeit schon einige Jahre vor meinem Eintritt in meine Stellung beendet und sie waren im Auslande in Sicherheit gebracht, um dort bis zu der von ihm selbst bestimmten Zeit ihrer Veröffentlichung zu bleiben. Viele sind der Meinung, daß diese späte Mittheilung ihr Interesse nur wenig vermindern werde. Es ist so viel Geheimnißvolles bei allen den politischen Veränderungen, an denen er Theil hat, die Wirkung dieser Ereignisse ist so andauernd und durchdauernd, daß es stets gleich interessant sein wird, auf ihre Ursachen zurückzukommen. Von den ersten Jahren der Regierung Ludwigs XVI., wo der Ton und die Manieren der Gesellschaft noch nach der zügellosen Freiheit der Regentschaft schmeckten, bis zur Strenge der Restauration, hat Mr. de Talleyrand stets Antheil an den Staatsgeschäften genommen, und stets hat er sich auf der Oberfläche des Meeres erhalten, während Viele, die unter günstigeren Umständen und mit größerem Succeß ihre Laufbahn

begannen, neben ihm spurlos im Meere des Zeitstroms versanken.

„Es kann keinen bessern Beweis für seine Gewandtheit und seinen sichern Tact geben, als seine sichere Vermeidung jedes öffentlichen Anstoßes. Er ist jedes Verbrechens von seinen Feinden beschuldigt worden, dessen nur ein Mensch beschuldigt werden kann, aber niemals hat man ihn einer widerrechtlichen Handlung zeihen können. Lange vor der Revolution vermied er sorgfältig die Gesellschaft Derjenigen, die im Verdacht geheimer politischer Manöver standen. Wäre er jedoch seinem Alter nicht an Klugheit voraus gewesen, so würde er der Freundschaft des Kardinal Louis de Rohan, der seiner Leichtgläubigkeit wegen in der Halsbandgeschichte berüchtigt ist, und der trotz seiner Dummheit von vielen Geschichtsschreibern für den Urheber der Revolution gehalten wird, nicht entgangen sein. Dieser Prälat, der damals, als Talleyrand noch ein junger Abbé war, schon den Gipfel seiner Macht erreicht hatte, sparte keine Mühe, sich den jungen Geistlichen zu verbinden. Aber der Abbé de Perigord war damals schon klug genug, um zu wissen, daß er diese Auszeichnung weniger seinen Verdiensten, als dem Umstande verdanke, daß seine Mutter damals Dame du Palais bei Marie Antoinette

war. Der Fürst segnet bis zum heutigen Tage noch sein Geschick, das ihn damals in seiner Stellung als Agent du Clergé just in der Zeit von Paris hinwegführte, wo der arme bethörte Kardinal und seine schlaue Theilnehmerin mitten in der schlimmsten Verwickelung steckten, so daß sein Name niemals als der einer Bekanntschaft des Kardinals noch eines Besuchers seines Hotels genant wurde."

„Traf er jemals mit Madame de la Motte zusammen?"

„Nur einmal und dies bei der Gelegenheit, wo er zum Kardinal gerufen ward, bevor er Paris verließ. Er war eingeladen worden, mit Sr. Eminenz zu soupiren, und hatte sich bereits auf eine jener langweiligen offiziellen Unterhaltungen vorbereitet, wo jungen Priestern drei bis vier Stunden lange Unterweisungen gegeben wurden. Groß war jedoch seine Verwunderung, als er troß der Form, in welcher die Einladung abgefaßt war — Venez souper tête-à-tête avec moi — überall festliche Vorbereitungen, erleuchtete Zimmer rc. fand.

„„Ich fand," sagte der Fürst, mit dessen eignen Worten ich diese Geschichte erzählen will, „als ich in den kleinen Salon eintrat, der bereits mit parfümirten Lichtern erleuchtet war, und von starken Gerüchen

duftete, die der Kardinal so sehr liebte, am Feuer eine Dame stehen, die ich sogleich als die Prinzessin Guéménée erkannte, die Exgouvernante der königlichen Kinder, die kurze Zeit vorher ihres Dienstes entlassen war, des schändlichen Bankerotts ihres Gemahls wegen, der nicht wenig dazu gedient hatte, den Adel in den Augen des Volkes zu erniedrigen. Die Prinzessin war allein und ich wunderte mich über die Abwesenheit des Kardinals, denn die Stunde, zu welcher ich eingeladen, war bereits lange vorüber. Die Prinzessin selbst schien sehr lange Weile zu haben, als ich eintrat, denn sie war nicht in der angenehmsten Laune und würdigte mich kaum einer Erwiderung meines demüthigen Grußes.

„„Ich wärmte also meine Hände am Feuer und betrachtete die stattliche Gestalt der Prinzessin, majestätisch in die grüne Seide des Lehnstuhls zurückgelegt. Vielleicht war der Typus des Lächerlichen und Aufgeblasenen nie mehr ausgeprägt als in der Prinzessin Guéménée, besonders in dieser Periode ihres Lebens, wo sie bereits durch lächerliche Extravaganzen ihre Stellung verloren, zu der sie durch Geburt und Vermögen berechtigt war und nun durch lächerliche Uebertreibungen des damaligen, sprichwörtlich als schlecht bekannten Hofgeschmacks auf andere Weise zu

imponiren suchte. In eben der Zeit, von der ich spreche, wo sie eben aus ihrer Stellung entlassen und von allen honetten Leuten im Königreich verachtet war, kleidete sie sich mit jenem geschmacklosen, lächerlichen und kostspieligen Luxus, den man höchstens so lange verzeihen konnte, als die ungeheuern Reichthümer der Rohans ihnen gestatteten, mit dem Könige selbst zu rivalisiren.

„„Sie war damals in ein Kleid von kostbarem Stoffe von so ungeheurer Weite gekleidet, daß der Armstuhl, in dem sie saß, davon vollständig verdeckt wurde. Dieses Kleid war wieder mit dem reichsten Spitzenüberwurf bedeckt, der vorn durch Zierrathen von Diamanten, Scorpione bildend, zusammengehalten war und über Schultern und Arme bis auf den Stuhl hinabfiel, so daß sie wie ein reichgeschmücktes chinesisches Götterbild aussahe, und ich kann mich nicht erinnern, jemals eine lächerlichere Figur gesehen zu haben.

„„Ich versuchte die Langeweile, unter deren Einfluß die Prinzessin seufzte, durch die Erzählung der neuesten Neuigkeiten vom Hofe zu zerstreuen. Ich war eben von Versailles zurückgekehrt, wo ich den Tag zugebracht hatte, um von meinen Freunden Abschied zu nehmen, und ich dachte, daß es ihr angenehm sein

würde, das neueste Hofgeschwätz zu vernehmen. Aber ich vermochte mir keine Aufmerksamkeit zu gewinnen. Sie ließ mich sprechen, bis ich es überdrüssig war, ohne daß sie meinen Unterhaltungsversuchen die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Plötzlich, in der Mitte einer meiner interessantesten Anekdoten, riß sie sich durch eine gewaltsame Anstrengung aus ihren Gedanken los, und wendete sich zu mir:

„„Sie sagten, Sie seien eben von Versailles zurückgekehrt?“

„„Ich hatte die Ehre, dies eben zu bemerken.“

„„Hörten Sie, daß mein Neffe heute am Hofe sei?“

„„Ich hörte des Kardinals Namen während des ganzen Tags nicht nennen, obgleich ich erst spät dort abgereis't bin.“

„„Mon Dieu!“ rief die Prinzessin im Tone tiefster Aufregung, „dann ist er im Geheimen avec cette intriguante dorthin gegangen!“

„„Das waren ihre Worte und als sie kaum ausgesprochen hatte, verkündete das Rasseln der Räder und das Geräusch auf der Treppe die Ankunft Sr. Eminenz. Zu gleicher Zeit wurde das laute Lachen einer weiblichen Stimme vernommen, welches der guten Prinzessin fast Krämpfe zu verursachen schien, denn

so oft dieses Lachen im kleinen Salon gehört wurde, schlug sie ihren Fächer mit einer heftigen, ungeduldigen Bewegung zusammen. Endlich wurde die Thür geöffnet und der Kardinal trat ein, an seiner Hand, oder vielmehr, nach der Sitte der damaligen Zeit, an den Spitzen seiner Finger eine Lady hereinführend, welche er der Prinzessin als Gräfin von Valois de la Motte vorstellte. Der Name erregte meine Neugierde, denn ich hatte ihre Geschichte vor einiger Zeit von den Lippen meiner Mutter gehört, und war durch ihr Unglück sehr bewegt worden. Ich beschaute die Lady mit dem größten Interesse und in der Absicht, Züge ihrer königlichen Abstammung in ihrer Person und in ihrem Benehmen zu entdecken. Die Kälte der Prinzessin gegen sie verletzte mich. Ich fand das Benehmen der erstern unhöflich und ungastlich, denn sie erhob sich während der Vorstellung nicht von ihrem Stuhl und hatte für alle die süßen Dinge, mit denen sie unaufhörlich von der Comteß de la Motte überschüttet wurde, kein freundliches Lächeln der Anerkennung.

„„Es ist eine sonderbare Thatsache, und ich versichere Sie, daß es nicht eine durch die spätern Ereignisse aufgedrungene Meinung ist, aber ich war von der Gemeinheit des Tones ihrer Anrede an die Prinzessin

in den wenigen Augenblicken vor dem Souper so unangenehm berührt, daß ich mich nie, auf Grund dieses Umstandes, von einem gewissen Vorurtheil gegen den Charakter dieser Dame zu befreien vermochte. Aber ich behielt mir mein Endurtheil für das Souperzimmer vor, denn der kleine Salon war mit Alabasterlampen erleuchtet, und dieses Licht, so angenehm dem Auge, war doch nicht hinreichend, die Gesichtszüge zu unterscheiden, den Wechsel des Ausdrucks und alle die kleinen Zeichen des Charakters, die unter dem Einfluß einer vorherrschenden Neigung im Gesicht sichtbar werden. So wartete ich geduldig, bis wir uns comfortabel an der Tafel niedergesetzt hatten. Glücklicher Weise war mein Platz dem der Comtesse gegenüber und ich konnte sie nach Herzenslust beobachten. Sie beachtete mich kaum, so eifrig bemühte sie sich ein Lächeln von der Prinzessin zu gewinnen. Ich war also im Stande ein ruhiger Zuschauer der Scene zu werden, welche die folgenden Ereignisse zu einer meiner interessantesten Erinnerungen machte.

„„Was den Kardinal anbetrifft, so schien er sich, nachdem er sich bei mir über sein langes Ausbleiben in Versailles mit Geschäften von Wichtigkeit entschuldigt, meiner Anwesenheit nicht weiter zu erinnern, so

sehr bemühte er sich auf der einen Seite die Prinzessin in die Conversation zu ziehen, und auf der andern die Zungenfertigkeit der Comtesse zu mäßigen. Der Contrast zwischen den zwei weiblichen Gästen des Kardinals war indessen schlagend, und man konnte sich nur wundern, sie zusammen an einer Tafel zu sehen.

„„Sie haben eben die Beschreibung der Prinzessin Guéménée gehört. Madame de la Motte war in jeder Beziehung das Gegentheil dieser mächtigen Dame. Sie war eine kleine, lebhafte Person, voller Feuer, mit scharfem Accent und lebhafter Gesticulation sprechend. Sie war ohne Zweifel das, was man gewöhnlich ein hübsches Weib nennt, denn sie war fein gebaut, mit blitzenden, schwarzen Augen und zwei Reihen der schönsten Elfenbeinzähne, die sie sich beständig zu zeigen bemühte, was, ich erinnere mich dessen noch heute sehr wohl, den unangenehmsten Reiz auf meine Nerven hervorbrachte. Sie hatte eine Fülle kostbaren nußbraunen Haars, das sie halb gepudert trug und in Locken um Gesicht und Schultern fallen ließ. Sie mochte damals sieben oder acht und zwanzig Jahre alt sein, das Alter, wo die Frauen am bezauberndsten sind, wo der Geist zu seiner Entwicklung gelangt ist, während der Körper noch allen Reiz und alle Frische der Jugend behält. Ihr Anzug war wohlgewählt, aber es

berührte mich unangenehm, sie mit Juwelen überladen zu sehen, während sie sich eine arme Verlassene nannte, der eine knauserige Regierung nur eine armselige Pension von achthundert Franken bewilligt habe.

„„Ihre Diamanten wetteiferten indessen mit denen der Prinzessin an Schönheit und Werth, und ihr Anzug bestand aus einem Kleide von orangefarbenem Brocatelle mit schwarzen und goldenen Blumen durchwirkt. Ihre Hände waren mit Handschuhen von spanischer Arbeit bedeckt, und ich glaube, sie trug dieselben, um die Spuren der rohen Arbeit ihrer frühen Jugend zu verdecken.

„„Ich erinnere mich, daß ich mich damals über die Leichtigkeit wunderte, mit welcher die Gräfin sich den Ton und die Manieren der guten Gesellschaft angeeignet hatte. Ihre Manieren straften das alte Vorurtheil Lügen, daß Jahre dazu gehören, sich fashionabel in guter Gesellschaft bewegen zu können. Nicht eine Trivialität oder Vulgarität des Ausdrucks entschlüpfte ihr im Anfang, welche hätten beweisen können, daß sie nicht ihr ganzes Leben in guter Gesellschaft zugebracht. Das Einzige, was bei manchen Personen Zweifel erweckt haben möchte, war die Unruhe und Rastlosigkeit, in der sie zu leben schien und das forcirte

Bemühen, Interesse zu erregen und Effect hervorzubringen. Bedenken Sie, daß ich von der ersten Stunde spreche, wo sie noch ungewiß war, welchen Eindruck sie auf die Prinzessin hervorgebracht haben möchte. Aber als sie in ihren Anstrengungen ein wenig nachließ und ihre Conversation weniger überwachte, begann ich manche Mängel in ihrem Benehmen zu entdecken. Die Wirkung war außerordentlich, sie erschien in einem und demselben Augenblick in zwei verschiedenen Charakteren, selbst ihre Stimme war verändert, oft sogar, bevor sie ihren Satz vollendet.

„„Ich muß der Prinzessin von Guéménée die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihre Haltung während des ganzen Abends eine vollkommene war. Sie hörte schweigend, aber ohne irgend einen Ausdruck schlechter Laune oder Verachtung alle agacines und lustige Einfälle der Gräfin mit an. Sie unterließ sogar nicht, zuweilen Beifallszeichen zu geben, aber aus der Ferne, wie sie die erfolgreichen Anstrengungen einer Actrice aus ihrer Loge beklatscht haben würde. Aber als die Comtesse, angeregt vom Wein, den sie nicht eben sparsam genoß, und erhoben durch die Hoffnung, die Theilnahme der Gesellschaft zu gewinnen, zu der ewigen Geschichte ihres Unglücks überging, welche das große moyen de succès gewesen war, durch welches sie zahllose dupes

gemacht hatte, verschwand meine Täuschung sogleich. Der Schleier der hohen Geburt, mit dem sie zuerst ihren Entschluß, die Prinzessin zu gewinnen, verdeckt hatte, fiel, und die Avanturière stand vor mir.

„„Ich weiß, daß Sie vermuthen werden, mein Urtheil sei durch das Ende ihrer Laufbahn in Paris influenzirt worden, aber ich versichere Sie, daß ich schon damals darüber verwundert war, wie der Kardinal eine Person wie Madame de la Motte bei sich empfangen konnte. Alle Welt hat sich seitdem darüber verwundert, wie der Kardinal, so leichtgläubig und einfältig ihn der Himmel geschaffen, sich von ihr betrügen lassen konnte. Was mich anbelangt, so fühle ich mich, nach dem einzigen Abend, den ich in ihrer Gesellschaft verlebt, geneigt, an Zauberei zu glauben. Es muß hier wirklich der Böse seine Hand im Spiel gehabt haben, daß der Kardinal de Rohan der Macht der Comtesse de Valois de la Motte übergeben werden konnte!“

„„Wie viel Vergnügen würde es mir gemacht haben, gegenwärtig gewesen zu sein!“ sagte ich, „und die Erzählung ihrer Abenteuer aus ihrem eigenen Munde zu hören!“

„„Bah!“ sagte der Fürst lachend. „Ich kann Ihnen die Geschichte ebenfalls erzählen, und wenn es Sie

ebenso interessirt, als es mich interessirte, so werden Sie dieselbe eben so wenig vergessen als ich. Ich glaube Ihnen die Geschichte fast mit denselben Worten wiedergeben zu können. Es ist eine wunderbare Geschichte, aber wenig bekannt. Sie erzählte sie gut und ich überlasse es Ihnen, die Wirkung zu beurtheilen, welche sie damit hervorbrachte.

„„Sie sagte, daß ihr Vater, der, daran kann kein Zweifel sein, wirklich der Graf de Saint Remy, ein Abkömmling Heinrichs II. war, seine ganzen Besitzungen einem reichen fermier-général verkauft habe, um die Schulden zu bezahlen, welche durch übertriebenen Aufwand seiner Gemahlin gemacht worden seien. Die Familie war in wirklich tiefe Armuth gerathen und die Mutter, die Tochter eines der Vasallen St. Remy's — hatte nicht Muth genug gehabt, die Armuth, welche sie durch ihre Verschwendung veranlaßt, mit ihrer Familie zu ertragen. Sie war geflohen, ihren Gemahl und ihre drei Kinder einer Armuth zu überlassen, welche zu theilen sie nicht vermochte. Im Parke, der zum Schlosse des Grafen gehörte, war eine alte gothische Ruine, wo der fermier-général dem Grafen mit seinen Kindern zu wohnen gestattete. Hierher zog die unglückliche Familie, ohne eine andere Hoffnung als die Hilfe des Himmels. Der Graf wurde ein vollkom-

mener Menschenfeind und verließ die alte Ruine nicht wieder, nachdem er einmal daselbst seine Wohnung aufgeschlagen. Er ließ sich Bart und Haare wachsen und mied mit Ausnahme seiner Kinder jede menschliche Gesellschaft. Aber er trug wenig Sorge für ihre Wohlfahrt, und schien, trotz seiner Zuneigung zu ihnen, sich wenig darum zu kümmern, ob sie Brot oder Hunger hatten. Wäre die Freundlichkeit der Landleute nicht gewesen, die mit natürlichem Gefühl, um seinen Stolz nicht zu verwunden, in der Nacht Nahrungsmittel auf die Schwelle des alten Gebäudes legten, die ganze Familie würde zuweilen nicht einen Bissen Brot gehabt haben.

„„Dies war jedoch noch nicht hinreichend für ihren Bedarf und die Sorge für Speise und Trank fiel auf die Tochter, Madame de la Motte selbst. Sie mußte vom Morgen bis zum Abend an der Heerstraße stehen, und ihren Bruder an der Hand und ihr Schwesterchen auf dem Rücken, an der Seite jedes Wagens einherlaufen und mit flehender Miene rufen: „Barmherzigkeit, Barmherzigkeit, um der Liebe Gottes willen! Ein Stückchen Brot für drei arme hungrige Waisen, Abkömmlinge vom königlichen Geschlechte der Valois!“ Dieser Anruf verfehlte natürlich nicht seine Wirkung zu thun.

„„„Ich war hübsch,“ sagte die Comtesse, als sie diese Geschichte erzählte, „und kehrte zuweilen mit Silber beladen heim, nachdem ich vorher unsere Bedürfnisse eingekauft hatte.“ Dieses Leben währte fast zwei Jahre. Die alte Ruine war immer baufälliger geworden und der Graf war in eine düstere Apathie versunken, so daß er kaum eine Sylbe mit seinen Kindern sprach, noch den geringsten Antheil an ihrem Gehen und Kommen zu nehmen schien.

„„Eines Abends kehrte die arme Johanna mit ihren kleinen Begleitern müde und hungrig zu der alten Ruine zurück. Sie waren länger als gewöhnlich ausgewesen, das Wetter war schlecht und stürmisch und nur wenige Reisende waren vorüber gekommen. Sie hatten also nur geringes Almosen gehabt, und waren hungriger als je. Als sie in den Thurm eintraten, wurden sie durch die ungewöhnliche Stille und Dunkelheit des Ortes überrascht, denn der Graf hatte das Geschäft der Unterhaltung des Feuers über sich genommen und gewöhnlich mit Einbruch der Nacht eine Fackel angezündet, um immer wieder und wieder den Stammbaum der Familie zu lesen, die einzige Beschäftigung, an der er Gefallen zu finden schien.

„„Heute war jedoch Alles finster und schweigend wie das Grab, und Johanna, nachdem sie ihren Va=

ter gerufen, ohne Antwort zu erhalten, ging zum Heerde und blies das Feuer wieder an, gerade hinreichend, um das Innere des verfallenen Zimmers zu erleuchten. Ihr Vater saß bewegungslos an seinem gewöhnlichen Platze im Kaminwinkel, gegen die Mauer gelehnt, seine Hand und seine Haupt auf die Brust gesenkt.

„„„Er schläft,“ sagte Johanna zu den Kleinen, „laßt uns kein Geräusch machen und so schnell als möglich zu Bett eilen, daß er nicht aufgeweckt wird.

„„Sie gab jedem der Kinder ein Stück Brot und Käse, wie ihn die armen Bauern in dieser Gegend aßen, und sie suchten alle drei ein Bund Stroh, zu ihrer Lagerstätte bestimmt. Hier schliefen sie gesund, bis die Dämmerung anbrach. Johanna war zuerst wach, erhob sich in der Hoffnung, heute besseres Glück als gestern zu haben, und griff eilig nach ihren Lumpen, um ihrer täglichen Beschäftigung nachzugehen. Sie wollte eben ihre Geschwister wecken, als sie erschrak, da sie ihren Vater noch in derselben Attitude im Kaminwinkel sitzen sahe. Es war etwas so Unnatürliches in dieser Unbeweglichkeit, daß das Kind, jung wie es war, sich erschrocken fühlte. Sie legte ihre Hand auf seine Schulter und rüttelte ihn ein wenig.

„„„Es ist Zeit aufzustehen, Vater!“ sagte sie leise. Aber ein plötzlicher Schrei von ihren Lippen schallte durch die Thüren, und weckte die zwei schlummernden Kinder, die eilig herbeigerannt kamen.

„„Der Körper ihres Vaters war vorwärts auf den Heerd in die kalte Asche gefallen. Es war augenscheinlich, daß er seit mancher Stunde todt war, und die arme Johanna, kaum wissend was sie thun sollte, nahm die kleine Marguerite auf den Arm, lief weinend aus dem Thurm, und stand nicht eher still, als bis sie die Stadt erreicht hatte, um mit einer über ihre Jahre hinausgehenden Klugheit den Pfarrer zu suchen. Groß war die Bewegung unter den Bewohnern der Umgegend, als sie den Tod des Grafen erfuhren, und sie versammelten sich in großer Anzahl vor dem alten Gebäude, und trugen den Leichnam zur Kapelle des Schlosses. Aber der hartherzige Fermier-général, wohl wissend, daß seine Besitznahme der Güter illegal war — denn der Graf hatte nicht das Recht, über diese Besitzungen zu verfügen, die seinen Kindern rechtlich zufallen mußten, — verweigerte die Aufnahme des Körpers und er blieb zwei ganze Tage außerhalb der Kapelle liegen, bis er endlich auf den Gottesacker des Dörfchens getragen und mit seinen Lumpen bedeckt eingescharrt wurde.

„„Nach dem Tode ihres Vaters machte sich Johanna auf den Weg nach Paris, wie gewöhnlich ihren Bruder an der Hand und ihre Schwester auf dem Rücken, und mit den Papieren, die ihre Abstammung von Heinrich II. constatirten und ihre Geschichte enthielten, versehen.

„„Auf dieser Flucht durchwanderte sie fast das ganze Frankreich, fast 200 Meilen, ohne eine andere Hilfe, als das Mitleid der Reisenden, und kam endlich auf der letzten Station vor Paris an. Sie erzählte, daß sie an diesem denkwürdigen Tage mehr als zwanzig Meilen gemacht, um Paris noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Aber eben als ihre Hoffnungen sich realisiren sollten, sank sie erschöpft an der Seite des Weges nieder. Ihre Füße waren geschwollen und blutig und sie war ganz von Regen durchnäßt, der während des Nachmittags in Strömen gefallen. Sie hatte außerdem seit dem Morgen fast nicht einen Bissen über ihre Lippen gebracht, denn je näher sie der Hauptstadt kam, je härter wurden die Herzen der Reisenden, die kein Ohr für ihre Bitten hatten und zu den Ausdrücken lachten, in denen sie ausgesprochen wurden.

„„Die Nacht brach herein und es war unmöglich, bis zum Morgen in dieser furchtbaren Lage auszuhalten. Ihr Herz wurde durch die Klagen ihres Schwesterchens und durch das Schreien ihres Bruders nach Brot und Erwärmung zerrissen. Noch einmal nahm sie ihren Muth zusammen und versuchte zu gehen. Aber kaum hatte sie einige Schritte vorwärts gethan, als sie gegen die Thür an eine Mauer fiel, die an der Seite des Fußwegs hinlief. Die Thür ging durch den Schlag auf und die armen verwunderten Kinder erblickten eine Scene gleich einem Feentraum, einen Blumengarten durch Myriaden Lampen erleuchtet. Es war Niemand im Garten, denn der Regen hatte Alles durchnäßt, aber nicht weit von der Thür stand ein chinesischer Pavillon und Damen und Herren hörten lachend einer sanften Musik zu. Es war ein himmlischer Traum! Johanna konnte nicht sagen, wer von dieser fröhlichen Gesellschaft der Erste war, die armen kleinen Wanderer zu empfangen, die schaudernd und frostbebend am Thore standen, denn sie war ohnmächtig, bis sie durch eine laute Stimme in die Wirklichkeit zurückgerufen wurde, die einen reichgekleideten Diener schalt, daß er das Gartenthor unverschlossen gelassen. Sogleich eilte der Diener die Treppe hinab und wollte sie eben ohne Umstände zur Thür hinauswerfen, als sie sich mit ver-

zweifelter Anstrengung losriß, nach dem Pavillon zustürzte und in jammervollen Tönen rief: „Barmherzigkeit, um des lieben Gottes willen! Ein Stückchen Brot für drei arme hungernde Waisen, Abkömmlinge vom Geschlechte der Valois!“

„„Im Augenblick war die ganze Gesellschaft, herbeigezogen von dem verzweifelten Schrei des Mädchens und der Neuheit ihrer Anrede, auf dem Balcon. Sie war am Fuße der Ballustrade auf die Kniee gesunken, schweigend den Erfolg ihrer Kühnheit erwartend. Dieser Erfolg war unsäglich zweifelhaft, denn der Diener hatte sie von Neuem ergriffen, als eine reichgekleidete Dame die Stufen herabkam, wo die kleine Johanna noch kniete. Der Garten, wo diese Scene stattfand, gehörte zu dem prächtigen Schloß des Marquis de Boulainvilliers zu Passy, der Herr, der dem Diener Befehl gegeben, die Kleinen zu entfernen, war der Marquis selbst, und die Dame konnte keine andere sein als die Marquise von Boulainvilliers.

„„Die Marquise, eine gutmüthige Dame, voll von Jacques Rousseau und seinen Ideen, nahm das arme Kind bei der Hand und hob sie, ohne die Beschmuzung ihres kostbaren Anzugs zu fürchten, von der Erde auf. Sie sprach ihr freundlich zu, versuchte ihre Furcht zu verscheuchen und führte sie endlich in die Mitte der vor-

nehmen Gesellschaft, wo sie ihre außergewöhnliche Anrede wiederholen mußte.

„„Die Neugierde war natürlich mächtig erregt, das Ereigniß hatte Veränderung in das Amusement des Abends gebracht. Auf die Frage der Marquise erzählte das Kind seine Geschichte kunstlos und einfach und zog ihre Papiere hervor, welche Madame de Boulainvilliers der verwunderten Versammlung laut vorlas. Eine allgemeine Bewegung zu Gunsten der Waisen entstand, eine Subscription wurde sogleich eröffnet, jeder bot seine Hilfe an und so groß war das allgemeine Interesse, daß die Marquise eilte, die Kinder zu Bett zu bringen, um nicht etwa von einem andern Mitleidigen ihrer beraubt zu werden.

„„Einmal in den Haushalt des Marquis von Boulainvilliers aufgenommen, verwandelte sich die Lage der Kinder vom tiefsten Unglück in eine nie geträumte Behaglichkeit. Die Marquise schien indessen aus irgend welchen Gründen ihren Plan, die Kinder nach Jean Jacques zu erziehen, bald aufgegeben zu haben; denn anstatt sie gut gekleidet, aber barfuß im Park von Passy herumlaufen zu lassen, ließ sie den Knaben in die Marineschule aufnehmen, brachte die kleine Marguerite zu einer Amme nach Burgund und behielt die lebhafte Jeanne unter ihren Dienerinnen, stets unter

dem Versprechen, ihre Angelegenheit mit Ausdauer bei Hofe zu verfechten. Aber eines Tages erklärte die gute Dame bei Gelegenheit eines Vergehens, das sich Johanne zu Schulden kommen ließ, daß sie eine Person in der Lage der Mademoiselle St. Remy nicht in ihrem Hause behalten könne, und daß sie Maßregeln getroffen habe, sie bei Madame Leclerque, der berühmtesten couturière der damaligen Zeit in Paris, zu platiren.

„„Man kann sich leicht die Verwunderung der armen Jeanne denken, aber es gab hier keine Appellation. Welches Recht hatte sie zu klagen, sie, die durch die Güte der Marquise von der Straße aufgenommen worden war? Außerdem hatte sie einen Trost in dem Versprechen der Marquise, ihre Sache am Hofe unausgesetzt zu verfolgen, und ich glaube wirklich, daß sie ihr Versprechen redlich gehalten hat. Es scheint, daß der Marquis auf ihre Entfernung bestand, aus welchem Grunde aber? ist ein Geheimniß geblieben. Er muß jedoch eine ernstere Ursache zum Mißvergnügen gehabt haben und ich glaube, es ist ein Haß zwischen den Vätern gewesen, der selbst durch die spätere Einkerkerung seines Opfers nicht gesättigt worden zu sein scheint.

„„Johanna blieb zwei lange fürchterliche Jahre bei

der couturière, während welcher Zeit die Marquise jeden Minister, jede einflußreiche Person mit Bitten zu Gunsten ihres Schützlings belästigte. Endlich schickte sie nach ihr, um sie ihren Bruder sehen zu lassen, und als sie ankam, führte ein Laquai beide in die Mitte einer glänzenden Gesellschaft und kündigte sie als Monsieur le Baron und Mademoiselle de Valois an.

„„Madame de Boulainvilliers hatte die Scene vorbereitet — sie erwartete Thränen der Dankbarkeit und Gefühlsausbrüche — aber sie wurde enttäuscht: der Knabe zog sich scheu und schüchtern zurück, und Jeanne sprach nicht ein einziges Wort, sondern wurde ohnmächtig! Von dieser Stunde an ging eine Veränderung in ihrer Seele vor; ihre wirkliche Natur, starr und ehrgeizig, begann sich zu zeigen, die Jahre des Elends und des Hungers waren vergessen, wie die Tage der Demüthigung und Arbeit bei der couturière. Sie hatte nur Einen Gedanken — die Unzulänglichkeit der ihr von der Regierung bewilligten Pension, bis die Besitzungen der Familie ihr zurückgegeben und ihr gestattet sein würde, ihren Platz unter den Prinzessinnen von Geblüt einzunehmen. Die Pension, achthundert Franken jährlich, war kaum hinreichend, sie anständig zu kleiden, aber wieder kam die Marquise, die treue Freundin, ihr zu Hilfe und versprach ihr, nachdem sie mit

unendlicher Mühe die Recognition der Titel erlangt hatte, die Pension für sie in einem Kloster zu bezahlen, was sie verweigert hatte, so lange Johanna nur die arme Jeanne St. Remy war.

„„Sie wählte das Kloster zu Bar=sur=Aube, ihrem Geburtsorte, wo sie sich die Liebe des Grafen de la Motte, eines jungen Mannes von vorzüglicher Familie, aber kleinem Vermögen erwarb, und sich bald darauf mit ihm vermählte, und mit diesem Ereigniß hätte der Roman ihres Lebens, wie der mancher Andern, schließen können. Aber leider! es folgte noch ein zweiter Theil. Als ich sie im Hotel des Kardinals sahe, war sie nach Paris gekommen, um ihre Ansprüche auf die Besitzungen der Familie zu verfolgen. Sie wurde durch den mächtigen Einfluß der Rohans unterstützt. Sie war kühner, unternehmender, ehrgeiziger Natur, furchtlos und intriguant und hatte Freunde am Hofe für ihre Sache gewonnen. Und doch ist noch heute ein gewisser Verdacht in meiner Seele, wenn ich die ganzen Verhältnisse überblicke, daß sie niemals Zutritt zur Königin erhielt.

„„Man sagte, daß Marie Antoinette wirklich gern mit ihr gesprochen haben würde, aber daran durch des Königs besondern Befehl verhindert worden sei, der ihrer außerordentlichen Anziehungskraft wegen, Furcht

gehabt haben soll, sie dem Throne nahe treten zu lassen. Er hatte große Furcht vor solchen Charakteren rücksichtlich der Königin, und Madame de la Motte hatte bereits den Ruf einer ehrgeizigen Intriguantin (damals sehr mit Unrecht) erworben. Gleich allen Leuten von schwachem Charakter hatte Ludwig XVI. den lebhaftesten Widerwillen gegen thatkräftige und energische Charaktere, und seine Aversion gegen die Comtesse de la Motte konnte niemals gemildert werden."

„Was war die Meinung des Fürsten Talleyrand rücksichtlich der Halsbandgeschichte? Glaubte er, daß Madame de la Motte wirklich schuldig gewesen sei?

„Gewiß nicht so sehr, um sie zu verurtheilen. Ich fragte ihn einmal, ob er die Einzelnheiten dieses Prozesses kenne, und seine Antwort, obgleich vorsichtig gegeben, gab mir doch zu verstehen, daß ihr Antheil geringer sei, als der anderer Personen, die, durch Geburt und Einfluß dem Throne nahe, vor der Verfolgung geschützt worden seien.

„„Es ruht noch ein dichter Schleier über der ganzen Geschichte," antwortete er, „der vielleicht niemals gelös't werden wird. Wäre Madame de la Motte der Erzfeind selbst gewesen, sie könnte nicht eines Zehntheils der Niederträchtigkeit schuldig gewesen sein, welche die Anklage ihr aufbürdete. Sie können sich keinen Begriff

von der Aufregung machen, die damals durch dieses Ereigniß hervorgerufen wurde. Das ganze Königreich war um ihretwillen in zwei Parteien geschieden: in eine, welche an ihre Schuld, und eine andere, welche an ihre Unschuld glaubte. Ich selbst habe so viel von beiden Seiten gehört, daß mein Urtheil selbst heute noch nicht feststeht. Es ist eine sonderbare Thatsache, daß Alle, welche sie im Gefängniß besuchten, von ihrer Unschuld überzeugt waren und wie Löwen zu ihrer Vertheidigung fochten.

„„Ein anderes Geheimniß, welches alle Speculation vereitelt, ist das gänzliche Verschwinden des Halsbands selbst, die Ursache des ganzen Streites. Es war ein unter den Pariser Handelsleuten so wohlbekannter Schmuck, daß jeder einzelne Stein wieder erkannt sein würde. Es war kaum eine in der Hauptstadt bekannte Person, die ihn nicht gesehen hätte, als er beim Juwelier Boehmer länger als ein Jahr zur Schau ausgestellt war.

„„Es giebt noch eine Geschichte, die mit dem Diebstahl in Zusammenhang steht und nur Wenigen bekannt ist. Während der Zeit, wo ich Minister des Auswärtigen war, erhielt ich einen Brief von unserem Gesandten an einem nordischen Hofe, worin er mir mit großer Aufregung die Ankunft des Grafen de M—y

und seiner Gemahlin meldete. Sie waren durch ihn selbst dem Souverain vorgestellt worden, denn obgleich sie Emigrés und während der Dauer der Regierung Napoleons nicht nach Frankreich zurückgekehrt waren, so hatte der Graf, der damals nicht das Haupt der Familie war und sich nie in die Politik gemischt hatte, doch das Recht, die Protektion des Gesandten seines Landes in Anspruch zu nehmen. Die Gräfin hatte für ihren Debüt bei Hofe die Gelegenheit eines königlichen Geburtstags gewählt, und, schrieb der Baron, „an ihrem Halse trug sie ein Halsband, durchaus dem berühmten ähnlich, das ganz Europa vor der Revolution in Aufregung versetzte.“

„„Dieser Brief machte uns Allen, der Aufregung wegen mit der er geschrieben, vieles Vergnügen, aber der Kaiser, dem ich natürlich die Sache mittheilte, nahm sie ernster und bat mich, das Halsband unter irgend einem Vorwande kommen zu lassen. Der Gesandte fand Mittel dazu und der junge Boehmer, dem es vorgelegt wurde, erklärte es für dasselbe, welches sein Vater gefertigt. Wir erinnerten uns dann und Napoleon zuerst, daß die Mutter der Dame der Person Marie Antoinette's sehr nahe gestanden und daß sie sich nach der Verurtheilung der Madame de la Motte zurückgezogen und außer Landes gegangen sei!

„„Sie sehen also, es giebt hier noch ein anderes Gelenk in der Kette, welches die Geschichtsschreiber, die diesen Gegenstand berühren, zu beachten wohl thun werden.

„„Louis XVIII. kannte die Geschichte sehr wohl, denn ich erinnere mich eines auffallenden Wortes dieses Königs. Der junge Graf de B., einer der bekanntesten bêtes, sagte eines Tages in Gegenwart des Königs: „Ich wundere mich, daß die Familie des Grafen M—y nicht zurückkehrt, ihre erblichen Hofämter wieder anzutreten! Was können sie in dem fürchterlichen Lande, das sie zu ihrem Aufenthalt gewählt haben, für Vergnügen finden? Ich könnte dort nicht eine einzige Stunde leben!“

„„Vielleicht werden Sie es nicht können,“ erwiderte Louis XVIII. mit seiner Pfennigs-Trompetenstimme und seinem kindischen Kichern, „aber der Graf de M—y kann es, denn es ist ein holzreiches Land und, ungleich Frankreich, on y brûle la bûche et jamais la Motte.“

„Das ist Alles, was ich vom Fürsten jemals über die berüchtigte Halsbandgeschichte erfahren konnte,“ setzte C. schließlich hinzu. „Aber diese letzte Anecdote hatte meine Neugierde so rege gemacht, daß ich mich unwillkürlich an's Werk machte, alle Broschüren und Schriften, die damals über den Gegenstand erschienen

waren, zu durchforschen, und mit diesem neuen Lichte war ich im Stande einen Theil der Dunkelheit zu erhellen, in welche diese Geschichte dem größten Theile der Welt noch verhüllt ist. Wenn Sie sich für den Gegenstand interessiren, so ist es Ihrer Muße werth, dasselbe zu thun. Bemerkenswerth ist noch, daß die Familie der fraglichen Dame nicht wieder nach Frankreich zurückgekehrt ist. Die Familie ist eine unserer vornehmsten und es erregt Verwunderung, sie im Dienste eines fremden Landes zu finden."

Viertes Kapitel.

Die Herzogin von Aiguillon und Mad. Dubarry. — Talleyrands Rückkehr von Amerika. — Chénier, Madame de Staël und Madame de la Bouchardir.

„Sie haben," sagte ich zu C., als wir wieder einmal allein beisammen waren, „die anekdotische Lebensbeschreibung des Fürsten, die, wie ich stets überzeugt gewesen bin, so äußerst interessant ist, begonnen; Ihre merkwürdige Geschichte von Madame de la Motte ist vollkommen genügend, um die Neugier Derjenigen zu erregen, welche gern die Wahrheit da festgestellt sehen möchten, wo so lange Vorurtheil und Lüge geherrscht haben. Es würde ein interessantes Studium sein, dem Leben des Fürsten Talleyrand auf gleiche Weise Schritt für Schritt zu folgen und Denjenigen, welche nur die Wahrheit suchen — und ihrer sind Viele — die wahren Eindrücke mitzutheilen, welche die wunderbaren Veränderungen auf ihn machten, in denen er eine so große Rolle gespielt hat, so wie das Benehmen Derjenigen, mit welchen er zu der großen

Reform mitwirkte, die ihn offenbar von Anbeginn seiner Laufbahn beschäftigte und sein eignes Benehmen in Bezug auf die Bundesgenossen, mit denen ihn die eigenthümlichen Umstände, worin er sich befand, zwangen, sich zuweilen zu verbinden, wenn er es auch nicht gewollt hätte."

„Es würde schwer sein," antwortete C., „einmal eingewurzelte Vorurtheile zu zerstören. Die Menschen im Allgemeinen hängen zäh an denselben fest und nehmen schon gebildete Ansichten um so leichter an, je unwahrscheinlicher und abgeschmackter sie sind. Fürst Talleyrand ist ein Opfer vieler solcher Irrthümer gewesen. In Folge der seinem Charakter eigenthümlichen großen Zurückhaltung, die ohne Zweifel noch durch seine geistliche Erziehung verstärkt worden ist, sind seine von ihm selbst nicht erklärten Beweggründe der Auslegung der Menge überlassen geblieben, und die Menge wird nie geneigt sein, sich blos von den Beweisen der Thatsachen überzeugen zu lassen. Eine von den außerordentlichsten Verblendungen des Publikums über den Fürsten, die meiner Ansicht nach auf keine bessere Autorität begründet ist, als einem brutalen von Napoleon ausgehenden Versuch zu witzeln, ist oft als Basis zur Beurtheilung seines Charakters angenommen worden.

„„Wenn man Talleyrand einen Fußtritt in den Hintern gibt,“ sagte der rohe Spaßmacher, „und ihm dann in's Gesicht blickt, so wird man keine Spur von einem Bewußtsein der Beleidigung darin wahrnehmen.“

„Dieser Ausspruch, welchen zuerst der schnatternde Lustigmacher eines Pariser Salons gethan hat, ist ernsthaft von mehr als einem Geschichtschreiber citirt und in vielen Fällen als der Maßstab zur Beurtheilung eines der schönsten Charaktere, die der Allmächtige je unter die Menschen gesendet hat, benutzt worden.

„Wie oft hat man ihn der Theilnahme des Mordes an dem Herzoge von Enghien beschuldigt, obgleich sein ganzes Leben dieser Anklage widerspricht. Welche Handlung seiner langen Laufbahn kann diese Annahme rechtfertigen? Sein Widerwille gegen das Blutvergießen, — seine Vermeidung aller Gewaltmaßregeln, — sein angeborener versöhnlicher Charakter — alles Dies bekämpft den Argwohn und doch ist er begierig aufgenommen worden, nicht nur von seinen Feinden, sondern selbst von den am wenigsten bei der Sache interessirten Schriftstellern, denen fremder Nationen, die dem Parteigeist der französischen Politik fremd blieben und als bloße Zuschauer des Kampfes betrachtet werden können.

„Ich glaube, daß Talleyrand diese ungerechte und

beleidigende Anklage hauptsächlich der Zurückhaltung verdankt, welche er stets in Bezug auf dieses Ereigniß behauptet hat. Wenn er ausführlicher gewesen wäre, wenn er sich, kurz gesagt, über den Gegenstand ausgesprochen hätte, so würden selbst seine niederträchtigsten Schmäher nicht gewagt haben, diesen Flecken auf seinen Namen zn werfen, während sich die Lobhudler seines großen Zeitgenossen vor den Beweisen, die Herr von Talleyrand noch jetzt beibringen kann, besonnen haben würden. Obgleich er selbst jetzt noch alle mit dieser Angelegenheit, die er selbst beklagenswerth nennt, zusammenhängenden Umstände nur vorsichtig erwähnt, habe ich doch genug ersehen, um Ihnen die Erzählung interessant zu machen, und zu seiner Zeit und an seinem Orte werde ich Sie in Besitz der Thatsachen setzen; aber da Sie wünschen, daß ich chronologisch erzählen soll, können sie hier keine Stelle finden. Anklage und Herausforderung sind dem ganzen System des Benehmens des Fürsten entgegengesetzt. Seine Nachsicht gegen seine Feinde erregte zuweilen die Entrüstung Mirabeau's, dessen Feuerseele ihren Genuß im Angriffe fand und die Niederlage verachtete, von der er sich stets mit neuem Gifte und neuer Thatkraft erhob.

„„Talleyrand braucht noch Eines, um seinen Charakter zu vervollständigen,“ sagte der Riese in Ver-

zweiflung über die Sanftmuth des Fürsten, „er bedarf ungerechter Einkerkerung.“ Das Geheimniß der ganzen Existenz Mirabeau's, seines Glückes, seiner Energie und seines Trotzes liegt vielleicht in diesem einfachen Ausrufe. Mirabeau konnte Talleyrand der Kälte und übermäßigen Vorsicht anklagen, aber erst der rohe Geist Napoleons konnte ihm Niederträchtigkeit und Mangel an Selbstachtung schuld geben. Ich habe viele Jahre lang in intimen Verhältnissen mit dem Fürsten gelebt und bin gewohnt gewesen, die durch äußere Ereignisse auf seinen Charakter hervorgebrachten Eindrücke zu beobachten und dadurch zu der Ueberzeugung gelangt, daß es ein Uebermaß von dem Stolze ist, von welchem ihm Napoleon den geringsten Antheil absprach, das das sonst vollkommene Gleichgewicht seines Charakters zerstört. Ich glaube an Raceeinflüsse und kann die Philosophie respektiren, welche uns sagt, daß die Eigenschaften der Seele so gut wie die Bildung des Körpers durch lange Generationen überliefert werden. Das stolze Motto, welches die souverainen Grafen von Perigord im sechsten Jahrhundert annahmen, wurde mit Recht von ihrem Nachkommen Charles Maurice de Talleyrand getragen. Es hieß in der alten Perigord'schen Sprache: Ré que Diou! kein König als Gott!

„Würde nicht schon der einfache Ausspruch dieser

stolzen Devise einen Beweisgrund gegen die Anschuldigung von Unbeständigkeit der Ansichten und Veränderung der Herren bilden? Die Parallele könnte noch weiter geführt werden bis zu dem berühmten Kardinal de Perigord, dem Freunde und Vertrauten Petrarca's, der in der italienischen Geschichte der Papstmacher genannt wird, der im vierzehnten Jahrhundert vier verschiedene Päpste ernannte und dann den Kaiser Ludwig V. entthronte, um statt seiner Karl IV. zu krönen. Auch er war der genialste Diplomat seiner Zeit und wurde nach London gesendet, um über das Lösegeld des französischen Königs Johann zu unterhandeln. Es gelang ihm, dasselbe zu vermindern und einen Waffenstillstand zu erhalten und zwar durch den Einfluß seiner honigsüßen und goldenen Zunge, wie der alte Chronist der Zeit sagt.

„Henri de Chalais hätte sein Leben retten können, wenn er nur das eine Wort der Bitte gegen seinen Herrn gesprochen hätte. — „Der König hat gesagt, daß er Euch verzeihen wird, wenn Ihr nur bitten wollt," sprach sein guter alter Beichtvater am Abend vor seiner Hinrichtung. „Was verhindert Sie, Monseigneur, also am Bitten?"

„„Das Blut der Talleyrands," sagte der Fürst,

wendete sich nach der Wand und sprach an jenem Abend kein Wort weiter.

„Sie sehen, daß sie stets eine schweigsame und stolze Familie und dem Schlachtrufe ihrer hochmüthigen Ahnen treu geblieben sind. Ré que diou muß eben so gut in ihre Herzen geschrieben als auf ihre Fahne gemalt gewesen sein. Ist es dem harten Geiste des Kaisers nie eingefallen, daß Talleyrand aus Verachtung gegen den Angreifer gefühllos gegen die Kränkungen sein konnte? Aber ich verschwende meine Zeit mit Theorieen, während Sie, wie ich weiß, Thatsachen und Beispiele vorziehen.

„Die politische Laufbahn des Fürsten Talleyrand begann, wie man sich ausdrücken kann, schon mit seinem Eintritt in das Leben. Ich habe Ihnen eine Skizze von seiner Kindheit gegeben, — das Auseinandersetzen der Ereignisse seiner Jugend würde die Geschichte des Schlusses des achtzehnten Jahrhunderts sein. Ich habe ihn oft sagen hören, daß nur wenige Menschen sich rühmen könnten, durch das Leben geschritten zu sein wie er, — stets unter der Menge, wo er sich mit dem Ellnbogen durch die dichtesten Reihen Platz machen mußte. Während jener frühen Jahre kann er sich nicht erinnern auch nur eine Woche lang den Genuß der Einsamkeit gekannt zu haben. Stets

im Gedränge und dieses Gedränge aus Allem, was damals durch Witz, Rang und Schönheit am berühmtesten war, bestehend, war er durch sein eignes Verdienst den Uebrigen beständig voraus und lange vor dem Alter, wo Andere in die Schranken treten, schon weit auf dem Wege zum Ruhm und Glück gereis't.

„Dieser Umstand ist es, welcher sein Alter stets zu einem streitigen Gegenstande gemacht hat. Sein Name ist schon so lange und in Verbindung mit denen von Individuen, welche ihre Laufbahn vor ihm angetreten haben, vor den Augen des Publikums, daß es scheint, als ob er selbst einer andern Epoche als der unsrigen angehöre.

„Im Alter von 26 Jahren, wo er zum Generalagenten der Geistlichkeit ernannt wurde, war er bereits zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Gesellschaft, unter welcher er geboren war, bis in ihre Grundlagen schwanke und überdies keinen Versuch verdiene, um sie von der Vernichtung zu retten. Ich erinnere mich, sehr von seiner Beschreibung des ersten Besuches belustigt worden zu sein, welchen er machte, nachdem ihm sein Onkel den Titel und die Macht seines neuen Amtes übertragen hatte, welches damals großen Einfluß mit sich brachte und vielen Fleiß und Talent erforderte.

„Eines Tages sprach er mit mir im Vertrauen und

erwähnte verschiedene Ereignisse des vergangenen Jahrhunderts.

„„Wie das arme Jahrhundert verleumdet worden ist,“ sagte er heiter, „und doch sehe ich nicht, daß die productive Kraft Eures Systems, der desjenigen, welches Ihr so sehr verdammt, gleichkäme. Wo ist der Witz Eurer Salons, die Selbstständigkeit Eurer Schriftsteller, der Zauber und Einfluß Eurer Frauen? Was habt Ihr für alle diese auf ewig entflohenen Dinge eingetauscht? Wenn ich jung wäre, würde ich bekümmert sein und alt zu sein wünschen, um wenigstens in der Erinnerung jene köstliche moralische Existenz meiner Zeit zu genießen. Ich würde die Erinnerung an jene Zeiten nicht für die ganze Neuheit und die von Euch so genannten Fortschritte des heutigen socialen Systems selbst mit der zum Genusse nöthigen Jugend und Thatkraft hingeben. Allerdings herrschten in vielen von unsern Einrichtungen Mißbräuche und Uebertreibungen, aber in welchem Systeme wären diese nicht zu finden! Wenn unser Volk von Armuth und Steuern aufgezehrt wurde, so wird das Eure von Neid und Unzufriedenheit ausgedörrt. Unser Adel war verderbt und verschwenderisch, der Eure ist philiströs und karg, was noch größere Uebel für das Gedeihen der Nationen sind. Wenn unser König viele Maitressen hatte, so

besitzt dagegen der Eure viel Herren. Hat er durch den Tausch gewonnen? Sie sehen also deutlich, daß kein einziger von den drei Ständen durch die wunderbaren Fortschritte, auf die Sie so große Stücke geben, an Glück zugenommen hat.“

„Er stimmte gutmüthig in das Lachen ein, welches ich über sein Bedauern nicht unterdrücken konnte und ich fragte ihn, ob er je die letzte Maitresse des Königs von Frankreich, Madame Dubarry gesehen habe.

„„Häufig,“ sagte er, „sowohl vor wie nach ihrer Ungnade, und überdies hat sich der letzte Besuch, den ich ihr je gemacht, durch den Umstand meinem Gedächtnisse eingeprägt, daß er der erste war, welchen ich machte, nachdem ich die Würde eines General-Agenten der Geistlichkeit, um die sich meine Mutter so lange für mich beworben hatte, erlangt. Ich war den ganzen Morgen bei meinem Onkel eingeschlossen gewesen und hatte seine verschiedenen Instructionen und Rathschläge über meine neuen Pflichten angehört. Der liebe gute Mann war so eifrig darauf bedacht, mir eine vollkommene Idee von der neuen Würde, mit der ich so eben bekleidet worden war, beizubringen, daß er mich mehr als zwei Stunden lang vor sich hatte stehen lassen. Die geistliche Etikette war damals so streng, daß er mich nicht auffordern durfte, mich in

Gegenwart der beiden Akolythen niederzulassen, die ihn nach derselben Etikette bei Tag und Nacht nie verließen, außer wenn er selbst vor einem Höherstehenden erschien.

„„Wie Sie sich vorstellen können, war meine Kraft und Geduld erschöpft, ehe noch die Allocution meines guten Onkels zu Ende kam, und ich war herzlich froh, als er mir seine Hand als Zeichen der Entlassung zum Kusse hinhielt. Er sagte mir, daß er noch weit mehr zu sagen habe — mir schauderte — daß er aber wünsche, daß ich noch an demselben Tage dem Minister meine Aufwartung machen möge, da die Vernachlässigung dieser Aufmerksamkeit mich schon in Beginn meiner Laufbahn in Ungnade und défaveur bringen könne. Ich hatte nur noch so viel Zeit, daß ich das Hotel des Ministers erreichen konnte, ehe sein Cabinet geschlossen wurde und beeilte mich daher meinen Onkel zu verlassen, indem ich mich selbst unter der Aussicht auf eine zweite Predigt über mein Entrinnen freute.

„„Ich stieg eben die Stufen des Hotels hinab, als ich dem jungen Herzog von Aiguillon begegnete, der aufgeregt und ébouriffé wie gewöhnlich war, die Weste weit offen stehen und die Kleider ganz in Unordnung hatte.

„„„Wohin gehen Sie so eilig?“ rief er, meinen Arm ergreifend

„„Zum Besuche bei dem Minister — bei meinem Minister!“ sagte ich, über den erstaunten Blick lachend, womit er mich betrachtete und der deutlich den verblüfften Zustand seines Geistes verrieth.

„„„Parbleu!“ rief er mit den Augen zwinkernd, welches den Personen eigenthümlich ist, die sich in der Seligkeit befinden, welche ihn damals auszeichnete; „ich will ebenfalls den Minister besuchen, meine Kutsche wartet an der Ecke, wir wollen also zusammen hingehen.

„„Gegen diesen Vorschlag konnte ich natürlich keine Einwendung machen, da ich, wie gesagt, vom langen Stehen entsetzlich müde war und mir damals noch kein eigner Wagen zu Gebote stand. Wir gingen Arm in Arm bis an's Ende der Straße, er lehnte schwer auf mir, lachte aber die ganze Zeit über herzlich, als ob ihm ein lustiger Gedanke durch den Kopf gekommen wäre.

„„„Sie sehen mich,“ sagte er plötzlich stehen bleibend, „über die Erinnerung an den köstlichen Spaß, den wir so eben in den trois marroniers gehabt haben, so sehr entzückt. Warum waren Sie nicht dort? Wir waren unsrer nur Drei, haben uns aber wie Vierzig unterhalten. Liancourt war bei Laune und erzählte einige von seinen besten Anekdoten über — Madame Dubarry!

Ich möchte das Weib einmal sehen. Haben Sie sie je gesehen?

„„Er nickte zur Antwort auf seine eigene Frage beistimmend und stieß mich dann mit einem trunkenen Kichern in die Seite.

„„„Nun springen Sie in den Wagen, ich werde Ihnen auf dem Wege zum Minister Alles erzählen, was ich von ihr weiß.

„„Er sprach einige Worte zu seinen Lakaien und setzte sich dann neben mich. In dem Augenblicke, wo er einstieg, zog er auch die Vorhänge des Wagens herab und weit entfernt davon, mich einer solchen Maßregel zu widersetzen, war ich über seine Discretion, wie es mir vorkam, hoch erfreut, denn ich glaubte, daß er den Zustand, in welchem er sich befand, zu bemerken anfing und sich scheute, sich den Blicken des Publikums auszusetzen.

„„Der Herzog war einer von den witzigsten Männern, auf die ich je gestoßen bin. Es würde schwer sein, einen pikanteren Erzähler als ihn zu finden und bei diesem Anlasse hatte der kleine Haarbeutel, den er sich angetrunken hatte, seine Einbildungskraft angeregt und ihn noch munterer und unterhaltender als gewöhnlich gemacht. Seine Heiterkeit war ansteckend und als er eine von den ausschweifendsten Anekdoten über die

Exfavorite nach der andern erzählte, die alle von der Art waren, wie sie höchst wahrscheinlich Herr von Liancourt zur Unterhaltung seiner ausschweifenden Gefährten aufgetischt hatte, wetteiferte das Gelächter, welches ich darüber ausstieß, an Stärke und Dauer mit dem seinen. Ich wurde vom Anhören seiner lustigen Geschichten so in Anspruch genommen und von der angenehmen Weise, womit er dieselben vorbrachte, so aufgeheitert, daß ich weder bemerkte, wie entsetzlich schnell die Pferde liefen, noch wie lange Zeit unsere kurze Reise zu dem Hotel des Ministers schon gedauert hatte.

„„Einmal hatte Aiguillon sogar mitten in einer von seinen besten Geschichten inne gehalten, um den Vorhang aufzuziehen und zu rufen: — Was, werden wir nie zu dem verteufelten Minister kommen! und hatte sich nach dem Herausschauen wieder mit einem komischen Lachen zrückgeworfen, in welches ich von ganzem Herzen einstimmen mußte; aber ich war so gut unterhalten und fühlte mich so ausnehmend glücklich, daß mir kein Verdacht über die eingeschlagene Richtung in den Kopf kam und meine einzige Furcht nur die war, daß wir an unserem Bestimmungsorte ankommen würden, ehe sein Anekdotenvorrath erschöpft sei. Kurz Jeder, der uns gefolgt wäre und die Lachsalven, welche aus dem Wagen kamen, gehört hätte, würde sicherlich geglaubt ha-

ben, daß ich eben so betrunken sei, wie er. Diese Lustigkeit sollte jedoch, so weit es mich betraf, einen furchtbaren Stoß durch das Anhalten des Fuhrwerks und plötzliche Erscheinen des Accisebeamten am Schlage empfangen, der nach dem Zolle fragte, welchen damals alle Privatwägen beim Verlassen der Hauptstadt bezahlen mußten.

„„Guter Gott, wo sind wir?“ rief ich bestürzt, indem ich mich jetzt zum ersten Male seit ich meinen Onkel verlassen, an die Wichtigkeit des Auftrages, mit welchem er mich abgeschickt hatte, und seine eindringlichen Ermahnungen, so schnell als möglich dem Minister meine officielle Ehrfurcht zu beweisen und den kurzen Zeitraum, welchen ich mir zur Ausführung seines Befehls beim Ausbruche gesetzt, erinnerte.

„„„An der barrière des bonnes hommes,“ entgegnete der Beamte, indem er die Thür zuschlug und dem Kutscher das gewöhnliche Zeichen zum Weiterfahren gab.

„„Ehe ich mich noch von meinem Erstaunen erholt hatte, flog der Wagen wieder in vollem Galopp auf der Straße hin und während ich mich heiser schrie, um den Kutscher zum Anhalten zu bewegen, konnte sich Aiguillon wieder vor Lachen nicht halten. Ich war jetzt im größten Aerger, der die Heiterkeit meines Freundes eher zu

erhöhen als zu vermindern schien. Umsonst zog ich aus Leibeskräften an der Schnur zum Anhalten und lehnte in Verzweiflung meinen ganzen Leib aus dem Schlage, um bei dem grinsenden Lakaien Gehör zu erhalten; meine Bemühungen, die Richtung des Wagens zu verändern, schienen nur die Schnelligkeit, mit welcher wir vorwärts eilten, zu vermehren.

„„„Es ist nutzlos!“ rief Aiguillon, mich auf meinen Sitz zurückziehend. „Die Schelme haben von mir Befehle und ich bin ihr Herr, wenn Sie es erlauben. Ueberdies,“ fuhr er, seine Uhr herausziehend, fort, „ist Ihr Minister jetzt eben so weit auf der Straße nach Versailles, als wir auf dieser, wir wollen uns daher nicht weiter um die Geschäfte kümmern, sondern uns dem Vergnügen hingeben. Ich verspreche Ihnen für heute Abend eben so viel Zufriedenheit mit der Erinnerung an diese Fahrt, wie Ihr Onkel Ihnen von einem guten Gewissen zugesagt haben würde. Wir werden eine köstliche Stunde erleben, also vorwärts und ohne Sorgen.

„„Umsonst protestirte ich gegen den mir von ihm gespielten Streich, der übermüthige junge Taugenichts war vom Weine und seiner Lustigkeit zu aufgeregt, um auf Vernunft zu hören un dich selbst konnte dem Einflusse seines pikanten Witzes, seiner Bonmots und komischen Beschreibungen nicht lange widerstehen und gab mich mit der

ganzen Bereitwilligkeit der Jugend leichtsinnig der Freude des Augenblicks hin. Ich stellte mir wirklich vor, daß er im Begriff sei, mich in eines von den köstlichen petites maisons zu führen, wovon die Umgegend von Paris damals einen Ueberfluß besaß und daß wir einige von seinen lustigen Freunden treffen und die Nacht mit ihnen zubringen würden, wie er offenbar die vorhergehende schon in Scherz und Lust mit einigen ausgewählten Geistern, mit denen er im Verkehr stand, verlebt hatte. Unterdessen ging der Wagen mit vermehrter Schnelligkeit vorwärts.

„„Wo wohnt Ihr Freund?“ fragte ich.

D'Aiguillon legte seinen Finger an die Nase, blinzelte, sagte aber nichts.

„„Wir kamen an Ruelles, Nanterre und Bougival vorüber, hielten aber nicht an.

„„Offenbar gehen wir nach St. Germain, dachte ich. Nun, es thut nichts. Das Unheil ist geschehen und jetzt kann mich einmal nichts mehr vor dem Zorne des Ministers und dem Unwillen meines armen Onkels retten. — Aber nein, ich hatte Unrecht. Als wir an den Fuß des Hügels kamen, auf welchem St. Germain liegt, bog der Wagen plötzlich zur Linken vom Wege ab und fuhr in eine schöne Kastanienallee, an deren Ende ich ein paar hohe Eisenthore wahrnehmen

konnte, über denen die zahlreichen Kamine und das glänzende Schieferdach eines Schlosses von ziemlicher Größe, wie es aus der Ferne schien, hervorleuchtete.

„„Das Abenteuer nahm jetzt ein anderes Aussehen an und ich begann zu fürchten, daß wir, weit entfernt von der früher erwarteten heitern Gesellschaft, dazu bestimmt seien, die Zahl der Gäste am Tische einer reichen, alten, in das Privatleben zurückgezogenen Wittwe zu vermehren und daß die hinterlistige Seelenverkäuferei Aiguillons nur eine schlaue Erfindung sei, um seine eigene Langeweile durch meine Theilnahme an derselben zu vermindern.

„„Aber Aiguillon hörte die Vorwürfe, womit ich ihn überhäufte, nicht, denn nachdem er seinen Vorrath von Medisance erschöpft, hatte er selbst, von seiner schlaflosen Nacht ermüdet, ruhig die Arme übereinander geschlagen und war in einen gesunden tiefen Schlaf versunken, während wir mit derselben Schnelligkeit wie Anfangs die Allee mit dem Eisenthore herauffuhren und bald vor dem Perron anlangten.

„„Als der Wagen hielt, rieb ich mir die Augen und konnte kaum meinen Sinnen trauen. Lag ich im Traume? — Jeder Gegenstand, der sich meinem erstaunten und entsetzten Blicke bot, schien meinem Gedächtnisse vertraut zu sein. Die Marmorstufen —

die Geraniumhecke — die offene Vorhalle mit den Porphyrsäulen — und jetzt wird der Zweifel zur Gewißheit!

„„Der Lakai, der mit solcher Behendigkeit die Stufen herabkommt, um uns beim Aussteigen zu helfen, trägt die Livree von — der kalte Schweiß stand mir auf dem ganzen Körper — von Madame Dubarry! — Ja, die abscheuliche Plaisanterie d'Aiguillons lag jetzt klar am Tage. Er hatte mich nach Luciennes gebracht und wir standen um vier Jahre zu spät vor dem Pavillon. Die Bäume waren seit meinem letzten Besuche gewachsen und ich hatte den Ort daher anfänglich nicht erkannt.

„„Ich war jetzt wirklich verblüfft und erzürnt und weckte den Herzog mit einem heftigen Schütteln auf, daß dieser, der so rauh aus seinem wohlverdienten Schlummer gerissen wurde, noch mehr als ich überrascht zu sein schien. Der Schlag stand offen, die Stufen waren niedergelassen und die goldbetreßten Diener warteten geduldig, bis es uns gefällig sein würde auszusteigen. Die Situation war eine, die Einen in die größte Verlegenheit bringen mußte. Im Innern des Pavillons herrschte große Eile und Geschäftigkeit. Man lief in der Vorhalle hin und her und es wurde hastig gerufen: Clarissa! Marianne!

„„„Offenbar war unsere Ankunft bereits bemerkt worden und hatte schon eine gewisse Sensation erregt. Ich war jedoch entschlossen, mich nicht der Thorheit meines betrunkenen Freundes anzuschließen und befahl dem Kutscher in gebieterischem Tone, ohne Verzug seine Pferde zu wenden und uns nach Paris zurückzufahren, wiewohl ich mich durch die dem schönen Geschlechte schuldige Höflichkeit gezwungen fühlte, ein Zeichen von meinem Besuche zurückzulassen. Ich nannte daher meinen Namen mit der Erkundigung nach der Gesundheit der Frau Gräfin und bedauerte, daß Geschäfte, die ich in Paris hätte, mich verhinderten abzusteigen und ihr persönlich meine Aufwartung zu machen. Hiergegen machte Aiguillon, der einigermaßen die Dünste der vergangenen Nacht verschlafen hatte, keine Einwendungen. Ohne Zweifel war er hinreichend wieder zur Besinnung gekommen, um wahrzunehmen, daß er sich weder moralisch noch physisch genommen in einem geeigneten Zustande befand, um vor der Dame zu erscheinen und verharrte daher zu meinem großen Entzücken in Schweigen. Wir waren schon wieder an die große Thür des Parks gelangt und warteten auf das Oeffnen derselben durch den Pförtner, als uns einer von den Pagen der Gräfin einholte, der laufend, keuchend und athemlos herbeieilte, um von Seiten seiner Herrin als eine große

Gunst zu bitten, daß wir zurückkehren möchten, da sie über den Gedanken, um meinen Besuch gekommen zu sein, ganz untröstlich sein würde.

„„Natürlich ließ sich dies nicht abschlagen und wir mußten zurückkehren, ich, wie Sie sich vorstellen werden, nicht in der angenehmsten Laune und selbst d'Aiguillon, dessen Unverschämtheit der Don Juans selbst gleich kam, etwas niedergeschlagen, als sich der Augenblick der Prüfung näherte.

„„Wir wurden in einen Salon im Erdgeschoß geführt, wo uns Madame Dubarry mit offenbarer Ungeduld erwartete. Ich war wirklich fast über den Eifer, womit sie mich bewillkommnete und das offenbare Entzücken, mit welchem sie die Vorstellung meines jungen Freundes annahm, verlegen. Die arme Dubarry! Die Tage waren vorüber, wo sich in ihren Salons die Elite des Hofes drängte und wo ihr Boudoir das Rendezvous aller eleganten und distinguirten Männer der Hauptstadt bildete. Die Einsamkeit, in welcher sie im Pavillon, für den sie ungeeignet war, lebte, bildete einen seltsamen Contrast mit dem Menschengewühl der Galerie zu Versailles, wo ich sie zum letzten Male gesehen hatte.

„„Kein Mensch ist mehr verleumdet worden als die arme unglückliche Dubarry. In den meisten „Ge-

schichten meiner Zeit," „Memoiren" und „Erinnerungen" Herrn Dieses und Madame Jener, die in den letzten funfzig Jahren von der Presse ausgespieen worden sind, ist sie jedes Lasters, jedes Verbrechens, das die verderbte menschliche Natur begehen kann, angeschuldigt worden. Es konnte nichts Ungerechteres geben als diese Anklagen. Sie hatte selbst in ihrer ganzen Größe nie ihren alten Beruf vergessen und fühlte stets eine Last von Langeweile, über die sie sich offen und mit der größten Naivetät beklagte, bei dem Pomp und den Ceremonieen, von denen sie in Versailles umgeben war und besonders den unterwürfigen Huldigungen, deren Gegenstand sie bildete. Es war ihr gelungen, ihren königlichen Liebhaber bis zu ihrem eignen Niveau herabzubringen, aber sie besaß keinen Ehrgeiz und suchte sich nie zu erheben, oder den Einfluß, welchen sie über den Geist des Königs erlangt hatte, zu muthwilligem Unheilstiften oder Bosheiten zu benutzen. Im Cabinet des Königs, in seinem Staatsrathe oder in der Spiegelgallerie, wo sie den König im Empfange der fremden Gesandten unterstützte, war sie stets die alte tolle Johanna von der Mutter Morry. Sie war in Allem ein Musterbild der glücklichen Mitglieder der unglücklichen Klasse, aus der man sie genommen hatte, geblieben. Heftig und rachsüchtig gegen diejenigen, welche sie be-

leidigten, vergaß sie schnell ihren Zorn über der mächtigeren Leidenschaft nach Unterhaltung und Vergnügen, die wie ein Dämon von ihrer Seele Besitz ergriffen zu haben schien.

„„Bei Nacht wie bei Tage, von Sonnenaufgang bis Untergang war sie stets zu einem lärmenden Spiele oder einem ausschweifend lustigen Tanze bereit.

„„Ich glaube, daß es eben ihre Gleichgiltigkeit gegen die bei Hofe spielenden politischen Intriguen war, weshalb sie ihren Einfluß so lange behauptete. Ludwig XV. war des anständigen Benehmens und der großen Talente der Frau von Pompadour überdrüssig und gern bereit, einmal zur Abwechslung sein Königthum mit der Vorstellung zu encanailliren, welche die arme tolle Johanna von dem Leben, den Gewohnheiten und Sitten einer Menschenklasse, deren Existenz er kaum hätte kennen sollen, zu geben vermochte. Die Gerechtigkeit muß man ihrem Andenken hauptsächlich angedeihen lassen, daß sie keine Heuchlerin war. Sie bestrebte sich nie die feine Dame zu spielen und die Airs und den Staat des Adels anzunehmen, im Gegentheil war es ihre größte Freude, wenn sie von den glücklichen Tagen ihrer Jugend sprechen konnte. Ich habe von Denjenigen, welche zu den Privatgesellschaften ihrer kleinen Gemächer in Versailles zugelassen wurden, ge-

hört, daß keine Schauspielerin je ein geschmeidigeres Schauspielertalent besessen als Madame Dubarry. Ihre Nachahmungs= und Karrikaturfähigkeiten würden jeder Bühne Ehre gemacht haben und es war einer von den größten Genüssen des Königs, ihre Beschreibung der Scenen und Zustände anzuhören, mit welchen sie vertraut gewesen war, ehe ihr durch einen glücklichen Zufall ein Leben eröffnet wurde, welches von dem damals von ihr gewünschten so weit verschieden war. Ihre komischen Talente waren so groß, daß der gesättigte und ennuyirte alte König einmal im Enthusiasmus des Augenblicks einen kostbaren Ring vom Finger nahm und ihn an ihre Hand steckte und sie herzlich, ohne die Gegenwart der Höflinge zu beachten, auf beide Wangen küßte, nachdem sie eine von diesen Vorstellungen gegeben hatte, wobei er zu gleicher Zeit behauptete, daß sie ihm mehr Vergnügen gemacht, als je die besten Schauspiele der Comédie française.

„„Sie allein lieferte viele Jahre lang die königlichen petits soupers, und während man sich einbildete, daß sich der König auf eine Weile seiner Gesundheit halber und zur Wiederherstellung seiner Kräfte von den Staatsgeschäften zurückgezogen habe, ehe er die großen Reformmaßregeln, welche er sich so lange zum Wohle des Volks vorgenommen, begann, hörte die am Thore von

Trianon stehende Schildwache schallendes Gelächter und unzüchtige Lieder aus der königlichen Einsiedelei und brachte sie auf die Idee, daß sie vor einer von den unheiligen Höhlen auf- und abgehe, womit das Quartier de la cité angefüllt ist.

„„Sechs Jahre waren vergangen, seit ich Madame Dubarry gesehen hatte. Ich fand sie dem Aeußern nach nur wenig verändert, im Benehmen aber sehr still geworden — sie war auf das Tiefste gedemüthigt. Offenbar kam sie vor Langeweile um, nicht aus Sehnsucht nach dem Glanze, in welchem sie gelebt hatte, noch der Macht, welche sie hätte ausüben können, wenn sie gewollt hätte, sondern nach der heitern, galanten Gesellschaft, die sie genossen, dem Gelächter, den praktischen Scherzen, dem guerre pampan, einem von ihr eingeführten Spiele, welches man bei Hofe immer noch trieb, obgleich sie nicht mehr an der dadurch erzeugten Heiterkeit theilnehmen durfte. Ihre Lamentationen über ihre Verlassenheit, wie sie die verhältnißmäßige Einsamkeit nannte, in der sie sich befand, waren anfangs äußerst wehmüthig, aber wie vor Alters waren ihre Bekümmernisse bald über der Freude des Augenblicks vergessen und sie gab sich bald mit aller Offenheit und Bonhommie ihres Charakters der ungewohnten Freude hin, welche ihr der Besuch zweier Personen machte,

die ihr Nachricht vom Hofe und dem, was von Denjenigen gethan und gesagt wurde, geben konnten, die sie vor so Kurzem noch als Königin beherrscht hatte, die sie aber jetzt nicht zur mindesten Höflichkeitsdemonstration zu bewegen vermochte.

„„Sie werden wahrscheinlich neugierig sein, eine Ansicht über Madame Dubarry's Schönheit von den Lippen eines Mannes zu hören, der sie sowohl in den Tagen ihres Glücks, wie nach ihrem Falle gesehen hat. Sie war eine Person von kleiner, fast winziger Statur und ausnehmend schwächlich und von zarten Zügen, was sie vor dem Gemein-Aussehen schützte, aber selbst von Anfange an besaß sie jene eigenthümliche Welkheit, welche sie einer ausschweifenden Jugend und dem fortgesetzten unbegrenzten Sinnengenuß verdankte.

„„Zur Zeit meines Besuchs war sie etwa sechs und dreißig Jahre alt, schien aber durch ihre kindliche Gestalt und Zartheit des Gesichts weit jünger, und ihre Sprünge und rückhaltslosen Geberden des höchsten Entzückens darüber, daß sie, ihrem Ausdrucke nach, Jemanden, mit dem sie sprechen könne, habe, waren nicht am unrechten Orte.

„„Obgleich sie allein war und offenbar keinen Besuch erwartete, trug sie doch in Folge der Nothwendigkeit, welche sie fühlte, die Zeit todtzuschlagen, eine

glänzende und gewählte Toilette. Das bekannte, vielfach gestochene Portrait, welches sie Kaffee trinkend darstellt, ist das beste, welches ich von ihr kenne, und die Aehnlichkeit war an jenem Tage wahrhaft auffallend, da sie auf dieselbe Art gekleidet war wie das Gemälde. Ich konnte sehen, daß Aiguillon bezaubert war und er benahm sich, trotz der Wolke, durch welche sich sein Verstand den Weg bahnen mußte, diskret und gentlemännisch.

„„Jener 16. August 17[illegible]0 war wirklich ein merkwürdiger Tag. Ich begann ihn im Gesellschaftszimmer des Erzbischofs von Rheims, wo ich auf den Knieen die Ermahnungen des guten frommen Prälaten anhörte und beschloß ihn im Boudoir der tollen Johanna! Man konnte ihn als Typus des Chaos betrachten, welches zu jener Zeit von einem Ende des socialen Systems bis zum andern herrschte. Ich sehnte mich mit Ungeduld, nach Paris zurückzukehren und wollte meinen Besuch nicht verlängern, aber die arme Gräfin bat so eifrig um noch ein Viertelstündchen und dann wieder um eines, daß ich wirklich nicht den Muth hatte, hinweg zu eilen.

„„Sie führte uns mit großer Selbstgefälligkeit in den zu dem Pavillon gehörenden Gärten umher, die wirklich schön waren, besonders die Bassins und Spring-

brunnen, welche dieselben zierten, und es lag etwas besonders Rührendes in dem Tone, mit welchem sie von der Güte des armen France — der Name, mit welchem sie den seligen König noch immer bezeichnete — sprach, der die Wasserwerke von Marly nach dem Pavillon hatte leiten lassen, um ihr an ihrem Geburtstage eine angenehme Ueberraschung zu bereiten. Diese Ableitung mußte dem Staate mehrere Millionen gekostet haben; was war aber das gegen die Freude, ein entzücktes Lächeln von der tollen Johanna zu erringen!

„„Bei der Rückkehr nach dem Pavillon fanden wir im Salon eine glänzende Collation aufgetragen. Hier war der vortheilhafteste Boden der Gräfin Dubarry und Niemand vermochte besser als sie die Honneurs eines gut gedeckten Tisches zu machen. Wir entschuldigten uns vergebens mit unsrer nachlässigen Toilette, aber sie wollte sich keine Weigerung gefallen lassen und sagte seufzend:

„„Ich entschuldige Sie von ganzem Herzen. Fürchten Sie nichts, wir werden sicher allein sein, ich laufe keine Gefahr, daß sich Besucher hier eindrängen werden.“

„„Es war unmöglich, dem wehmüthigen Tone, womit sie diese Worte sprach, zu widerstehen und überdies war Aiguillon nicht gegen die Versicherung, welche sie ihm

gab, gewaffnet, daß sie ihn zum Richter über den Tokayer setzen wolle, welchen König Casimir Ludwig XIV. zum Geschenk gesendet habe. Wir wichen also der sanften Gewalt der Gräfin und willigten ein zu bleiben. Wir wurden Beide für die gute That belohnt und zwar jeder auf die ihm angenehmste Weise. Aiguillon mit reichlichen Libationen des vortrefflichsten Weines und ich mit Geschichten und Abenteuern vom Hofe Ludwigs XIV. die für mich höchst werthvolle Nachweisungen boten und mir den Schlüssel zu Vielem, was sich seit jener Zeit in Frankreich zugetragen hat, lieferten.

„„Was Madame Dubarry selbst betraf, so stellte sie bald ihre Wehklagen über das Benehmen des jungen Hofes gegen sie ein, um sich der ganzen Heiterkeit der Stunde hinzugeben und wurde schnell durch die Jovialität Aiguillons aufgeregt, dessen Diskretion mit den ersten paar Gläsern verschwunden war und der sich wieder in derselben Lustigkeit befand, wie zur Zeit unsers Zusammentreffens am Morgen.

„„Ich könnte jetzt nicht mehr die Hälfte von den Bonmots, Wortspielen und Quodlibets anführen, welche während jener Mahlzeit vorfielen. Es war eine vollkommene Erinnerung an die Regentschaft und ich konnte vollkommen begreifen, daß der Einfluß, welchen

Madame Dubarry auf den Geist des Königs besessen hatte, seinen Ursprung der Natur der Späße verdankte, von welchen ihre Unterhaltung überströmte und die für Ludwig XV. den Anschein der Originalität besitzen mußten, da es kaum möglich war, daß er früher je dergleichen gehört hatte.

„„Ich weiß nicht mehr, zu welcher Stunde der Nacht es sein mochte, als wir von Tische aufstanden, natürlich zu spät, um an die Rückkehr nach Hause zu denken.

„„Wir begaben uns nach dem Boudoir der Gräfin, — einer köstlichen Einsiedelei, die der arme France mit eignen Händen ausgeschmückt hatte, und hier wurde die Lustigkeit der Beiden noch lärmender. Madame Dubarry erzählte uns Vieles aus ihrem frühern Leben und ließ es dabei nie an Details mangeln, die Erstaunen erregt haben würden, selbst wenn sie dieselben von einer Andern erzählt hätte, welche aber von ihr selbst berichtet, wahrhaft unerklärlich wurden. Unter andern Merkwürdigkeiten, die das Boudoir enthielt, zeigte sie uns ein kleines reich in weiße Seide gebundenes Buch, welches das Manuskripttagebuch des Königs während einer Abwesenheit von einigen Tagen enthielt, zu der er einst in Versailles genöthigt gewesen war, während sie in Fontainebleau zurückblieb.

„„In Folge eines von jenen merkwürdigen Zufällen,

die, wie ich glaube, Allen, welche beobachten, zustoßen, begegnete mein Auge einer Stelle, die meiner Ansicht nach, augenblicklich den langen Diskussionen und Streitigkeiten ein Ende machte, welche über die Entlassung Choiseuls aus dem Ministerium entstanden waren. Sie lautete folgendermaaßen, und vergessen Sie nicht, daß sie von der eignen Hand des Königs geschrieben war.

Freitag den 10. . . . .

„Ich habe den Courier mit dem Morgenbillet an Dich, meine Liebe, abgeschickt und bin dann aufgestanden. Schaute aus dem Fenster, um zu sehen, ob das Wetter zur Jagd schön sein würde. Sah an der Mauer des Jägerhofes eine impertinente Anspielung auf Jemanden in Buchstaben, die groß genug waren, daß ich sie selbst in dieser Entfernung lesen konnte. Einer von den Hundedienern mußte es gethan haben. Verließ mein Gemach in großem Zorn, fand Monsieur de Choiseul, der in meinem Studierzimmer wartete. Zeigte ihm das Geschriebene und nahm davon Anlaß (sowohl um seiner selbst willen, wie wegen des Vergehens, worüber ich mich beklagte) ihm alles Gute, was ich von Jemandem weiß (und es ist nicht wenig) zu sagen. Wünschte allen boshaften Gedanken, die, wie ich fürchtete, mein

rückhaltloses Lob von Jemandem in seinem Geiste erzeugen könne, zuvorzukommen und sagte am Ende: — Man kann doch weiter nichts sagen, als daß ich in ihrer Neigung der Nachfolger von St. Foix gewesen bin. — Ganz richtig, Sire, murmelte Choiseul, grade wie Eure Majestät der Nachfolger König Pharamonds als Souverain dieses Landes ist. Wollte weiter nicht über diesen Gegenstand sprechen, brachte das Gespräch also auf etwas Anderes. Choiseul macht gern einen unschuldigen Scherz, ist aber ein guter Mensch.“

„„An welchen dünnen Fäden hängt mitunter das Schicksal der Menschen und Völker! Liegt es nicht klar am Tage, daß dieser unschuldige Scherz, wie es der gutmüthige, aber schwer begreifende Ludwig XV. nannte, von der Art war, wie er am leichtesten den übereilten cholerischen Charakter der tollen Johanna in Flammen setzen mußte! Ich meines Theils bin fest überzeugt, daß dieser unzeitige Scherz des Ministers seine Ungnade verursacht hat, da ich nach Vergleichung der Daten gefunden habe, daß bei der Rückkehr des Königs nach Fontainebleau die famose Orangenscene: „Spring, Choiseul! spring, Praslin!“ aufgeführt und sowohl Choiseul wie Praslin in Ungnade verabschiedet wurden. Offenbar war die Seite oft gelesen worden,

denn sie war stark abgegriffen und die Schrift an einigen Stellen wie durch Thränen verwischt. Vielleicht war es eben dieser Umstand, welcher die Schuld davon trug, daß sich das Buch grade an dieser Stelle öffnete und mich zum unfreiwilligen Mitwisser eines Geheimnisses machte, welches selbst jetzt noch nicht allgemein bekannt ist.

„„Nachdem wir alle Merkwürdigkeiten und kostspieligen, aber unnützen Dinge, womit das Boudoir verziert war, genügend betrachtet hatten, bestand Madame Dubarry, deren Furcht vor unserer Entfernung mit jeder verfließenden Stunde stärker zu werden schien, darauf, uns die Juwelen zu zeigen, welche ihr der „liebe France“ bei verschiedenen Anlässen gegeben hatte. Es war in der That ein prächtiger Anblick; als ich ihr aber einige Complimente über die schönsten Rubinen, die ich je erblickt, machte, schüttelte sie wehmüthig den Kopf und sagte seufzend, daß sie dieselben alle gern hingeben würde, wenn sie auch nur einige Tage an den Festlichkeiten Theil nehmen dürfte, welche dort — sie deutete nach Versailles hin — stattfänden, nicht wie einst, als Angeberin und Beförderin, sondern selbst als bloße Zuschauerin. Ich fragte, warum sie nicht auf Reisen Vergessenheit suche. Aber nein, sie konnte sich nicht von der Stelle losreißen, wo sie so lange geherrscht, sie hatte

immer noch die Hoffnung, daß die junge Königin einwilligen würde, sie bei Hofe zu empfangen, sie schien sich kaum darum zu kümmern, auf welchem Fuße sie zugelassen werden würde, wenn man ihr nur gestattete, an den Festlichkeiten Theil zu nehmen, die fast vor ihren eigenen Augen vor sich gingen und von denen ausgeschlossen zu sein sie als ein solches Unglück fühlte.

„„Ihre Bewegung war jedoch nur momentan, denn sie wendete sich noch mit den Thränen, welche das Andenken an die Veränderung ihrer Lage in ihr Auge gerufen hatte, zu meinem Gefährten und forderte ihn zu einer Parthie bilboquet auf, indem sie behauptete, daß sie in früherer Zeit ganze Stunden lang mit dem König bei diesem Spiele zugebracht habe, der es leidenschaftlich geliebt, aber nie hätte gewinnen können, wenn sie seine Gegnerin gewesen sei.

„„Aiguillon willigte gern ein, bilboquets wurden gebracht und noch mehr Wein aufgetragen. Trotz des lärmenden Geräusches der Bälle und des noch lärmendern Gelächters und lauten Streitens der Spieler schlief ich ein und wachte nicht eher auf, als bis der Tag angebrochen war. Zu meinem Erstaunen fand ich die Gräfin und ihren Gast noch eben so eifrig mit dem kindischen Spiele beschäftigt, wie zur Zeit, wo sie

es angefangen hatten — nicht im Mindesten ermüdet und allem Anscheine nach bereit, noch einige Stunden länger fortzufahren. Aiguillon war jetzt vollkommen unfähig meine Worte zu begreifen, als ich ihm bemerklich machte, daß es Zeit zu gehen sei, und ich entfernte mich unbeachtet und mit dem Entschlusse, allein nach Paris zurückzukehren und ihn das Abenteuer, so gut er konnte, beenden zu lassen.

„„Gerade als ich an das Thor kam, sah ich die königliche Jagd den Hügel herabsprengen und verbarg mich, bis der Zug vorüber war, hinter der Mauer, da ich mich schämte, aus dem Hause der Madame Dubarry kommend gesehn zu werden, obgleich mir recht gut bekannt war, daß alle Höflinge, welche jetzt mit abgewendetem Kopfe und niedergeschlagenem Auge vorüberritten, es vor kurzer Zeit noch für die größte Ehre gehalten hatten, in denselben Pavillon eingelassen zu werden, welchen sie jetzt mit solcher Geringschätzung zu vermeiden schienen. Dieser Umstand würde zur Erwähnung zu geringfügig sein, wenn er nicht eine Moral enthielte, die, weil wahr, trefflicher ist, als alle über der Vignette am Schlusse der Moralischen Erzählungen Marmontels, oder der Erzählungen für die Jugend, der Madame Genlis.“

„Talleyrand schwieg mit dem eigenthümlichen Lächeln

auf seinem Gesicht, welches Diejenigen, die in vertrauten Verhältnissen mit ihm leben, so gut kennen, da es die Stelle eines satyrischen Einfalls vertreten soll, welchen er nicht aussprechen will, der aber dessenungeachtet nicht gänzlich verloren geht.

„„Ja dies war das letzte Mal, daß ich die Gräfin Dubarry, Exmaîtresse en titre erblickte. Was d'Aiguillon betraf, so schien er von seiner neuen Bekanntschaft so bezaubert zu sein, daß er von diesem Tage an einen großen Theil seiner Zeit in dem Pavillon zubrachte, und als ich ihn über die so unwiderstehlich scheinende Anziehungskraft neckte, und ihn an Ninon de l'Enclos und Diana de Poitiers erinnerte, zuckte er die Achseln und antwortete mir mit der größten Kaltblütigkeit:

„„Was ist da zu machen, mein Lieber? Wo in aller Welt konnte ich so ausgezeichneten Tokayer finden, wie den, welchen der alte Narr König Casimir zum Geschenk an Ludwig XIV. geschickt hat?

„„Hiernach schloß ich, als seine Abwesenheiten weniger häufig wurden, daß der Tokayer sich seinem Ende zuneigte, und als sie gänzlich aufhörten, daß derselbe auch vollkommen verschwunden sei. Wieder eine Moral, wie der gute alte Perrault am Schlusse einer seiner Zaubergeschichten sagt.“

„Der Fürst hielt wieder nachdenklicher inne und fügte hinzu:

„„Ach, das Herz thut Einem weh, wenn man an das traurige Schicksal denkt, welches diesen beiden heitern, leichtsinnigen Menschen zu Theil wurde. Die Eine starb auf dem Schaffot, weil sie ihre Juwelen verkauft — die Juwelen, welche sie mir mit so großem Stolze als Geschenke des armen lieben France gezeigt hatte — um den Erlös an den emigrirten Adel zu schicken — den Adel, der sie mit solcher Geringschätzung, mit solcher Verachtung behandelt hatte. Der Andere fand einen noch entsetzlichern Tod — der muntere, witzige, hochgeborne Aiguillon floh nach Holland und kam dort, wie man sagt, vor Noth und Hunger um!“

„Diese Erinnerung an Madame Dubarry,“ sagte C., „bildet eine von den liebsten Boudoirnovellen des Fürsten, wie er graziös die flüchtigen Anekdoten nennt, womit sein Gedächtniß angefüllt ist. Ich habe bemerkt, daß sich von seiner Jugend an sein Herz stets für das schöne Geschlecht erweicht hat. Ich habe ihn nie herabsetzend von einem Frauenzimmer sprechen hören, nicht einmal von Denjenigen, die ihm, wie er weiß, Böses zugefügt haben, während er stets bereitwillig anerkennt, daß er einen großen Theil der Erfolge seines frühern Lebens der Güte und dem Schutze seiner Freundinnen

verdankt. Sie allein besaßen Tact und Scharfblick genug, um den künftigen Einfluß des Abbé de Perigord zu entdecken, während ihre Herren und Meister in ihm nichts weiter sahen, als das blinde Werkzeug einer wahnsinnigen, wüthenden Partei. Frau von Staël, seine erste offene Beschützerin, flößte ihrem Schützling trotzdem weit geringere Dankbarkeit ein, als die bescheidene Verbündete, in Verein mit welcher sie seine Begnadigung und Zurückberufung erlangte, Frau von la Bouchardie. Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen sage, daß er selbst jetzt noch nicht ohne Bewegung von dieser reizenden Frau sprechen kann. Ich selbst habe seine Stimme bei der Erwähnung ihres Namens beben hören. Er spricht gern mit denjenigen, welche sich noch an die unvergleichliche Anmuth ihrer Persönlichkeit, die ausgesuchte Gefühlstiefe und Güte ihres Herzens erinnern.

„Ich werde nie die Antwort vergessen, welche er mir einst auf meine thörigte banale Frage, was für eine Art von Person sie war, ertheilte.

„„Sie können eben so wenig begreifen, was für eine Art von Person sie war,“ antwortete er mit verächtlichem Lächeln, „als ich die Bewunderung begreifen kann, welche Sie den armseligen Puppen zu Theil werden lassen, mit denen die modernen Salons angefüllt sind, oder den Einfluß, welchen man den Bürgerweibern,

den Frauen und Töchtern der Banquiers und Wechselmäkler gestattet, die, wenn sie überhaupt in die Salons der Aristokratie meiner Zeit Zulaß gefunden hätten, nicht wie jetzt die höchste Stelle, sondern die niedrigste in der Nähe der Thür eingenommen haben würden. Jeder Versuch, Ihnen den eigenthümlichen Zauber der Frau de la Bouchardie begreiflich zu machen, würde nutzlos sein, da Sie in Ihrer Generation nichts dergleichen gesehen haben. Sie gehörte zu der Frauenklasse, die dem Sturze der Monarchie folgte und deren Sitten und Gewohnheiten von denen der reizenden Marquisen des alten Regime weit verschieden, vielleicht aber noch reizender waren. In Kampf und Streit geboren und Töchter der Revolution, war es ihre Aufgabe, die Aufregung zu beruhigen und die zornigen Leidenschaften, welche erweckt worden waren, zu beschwichtigen, und sie erfüllten ihre milde Bestimmung trefflich. Die Geschichte wird di: Namen Madame Beauharnais, Madame Tallien, Madame Hameline aufbewahren, nicht sowohl wegen ihrer Talente und ihres Muthes, als wegen ihrer Milde und Fähigkeit, Zorn abzuwenden und die Schwachen vor dem Zorne der Starken zu retten.“

„Es ist erfreulich, das Lob dieses schönen sanften Geschöpfes von den Lippen Talleyrands in Verbindung mit dem Ausdrucke der Dankbarkeit gegen sie, welche

die Zeit noch nicht vermindert hat, zu hören. Der einzige romantische Vorfall im ganzen Leben des Fürsten verknüpft sich mit Madame de la Bouchardie und hierin liegt vielleicht das Geheimniß der Zärtlichkeit, mit welcher er sich ihrer erinnert, während die Dankbarkeit, die er gegen ihre stolze Nebenbuhlerin Frau von Staël fühlen muß, ihn kalt und leidenschaftlos gelassen hat.

„Letztere, die, nach ihrem eigenen Geständnisse, die Grazie, der erstern nicht nachahmen konnte, war durch die Bande der Freundschaft an die Frau de la Bouchardie geknüpft und verschmähte es nicht, sich ihres Einflusses zu bedienen, wenn es die Gelegenheit erforderte, und ihre Eigenliebe wurde oft schwer verwundet, wenn sie fand, daß die Machthaber, die gegen ihre Lockungen gerüstet gewesen waren, sich augenblicklich, fast ohne einen Versuch zum Widerstande zu machen, dem wunderbaren Zauber der Frau de la Bouchardie ergaben. Die Gräfin bewohnte damals ein kleines Hotel unweit der Stelle, wo die Bastille gestanden hatte und wollte hier in der Zurückgezogenheit leben, entdeckte aber bald, daß dies für eine Frau keine leichte Sache war, deren Name bereits einige von den glühendsten Gedichten der französischen Sprache unsterblich gemacht hatten, und in Kurzem wurde ihr Salon der Ort, wo

sich alle talent- und witzreichen Männer der Hauptstadt zusammen fanden.

„Der junge General Buonaparte war einer von ihren wärmsten Bewunderern und sie soll sogar vor Josephine Beauharnais eine Stelle in seinem Herzen besessen haben. Ihre Antwort auf seinen Heirathsantrag ist bekannt und beweis't, daß sie bereits eine Ahnung seiner künftigen Größe besaß.

„„Nein, General, Sie werden für mich, die an ihrer Stelle bleiben möchte, zu hoch steigen.“

„Joseph Chenier, der Dichter, Dramatiker und glühende Republikaner, hatte ihr ebenfalls seine Talente und Triumphe zu Füßen gelegt und auf seinen Einfluß hatte Frau von Staël gerechnet, um Talleyrands Zurückberufung aus dem Exil zu erlangen. Es war eine Arbeit, welche Zeit und Geduld verlangte, und es bedurfte der ganzen Macht der Einen, der ganzen noch mächtigern Schwäche der Andern, um ihrer kühnen Forderung auch nur Gehör zu verschaffen. Endlich nahm die schöne Eugenie ihre Zuflucht zu einem graziosen Auskunftsmittel, welches größere Wirkung hatte, als alle philosophischen Raisonnements ihrer gelehrten Freundin. Chenier war gewohnt, seine Abende in dem kleinen Hotel d'Esparda zuzubringen, und hier in der Gesellschaft der Gräfin und Corinna's liebte er es, nach

einem unter Mühen und Kämpfen im lauten Lärm der Rednerbühne oder den wüthenden Deklamationen der Clubbs verlebten Tage, seine Seele von Neuem zu stählen und neue Begeisterung für das Dichten der herrlichen Oden, mit denen er unsere Sprache bereichert hat, einzusaugen. Bei diesen Besuchen begleitete ihn sein kleines Hündchen Stella, welches ein Geschenk von der Gräfin war und sie gut kannte. Das Thierchen pflegte vor seinem Herrn nach dem Hotel zu laufen, wo es bellte und kratzte, damit der Portier die Thür öffnen sollte und sein Herr nicht zu warten brauchte. Frau de la Bouchardie wußte dies und pflegte sich jeden Abend auf das bekannte Signal, welches das Kommen Cheniers verkündete, an die Harfe zu setzen und die schöne rührende Ballade: der Verbannte, zu singen. Ihre Stimme war ausgezeichnet und sie besaß große Compositionstalente und hatte selbst viele von den köstlichen Balladen, die Cheniers Bruder André geschrieben, in Musik gesetzt.

„Dies war die sicherste Weise, um die Seele des Dichters zu erreichen. Sie wußte recht gut, daß er draußen stand und bis zu Ende lauschte, ohne den Eintritt zu wagen, so lange der Zauber dauerte. Wenn endlich die Ballade zu Ende und Frau de la Bouchardie vom Instrumente aufgestanden war, so konnte sie

sicher sein, Chenier auf der Schwelle an die Thür gelehnt, mit trübem Gesicht und in den Augen schimmernden Thränen zu sehen. Dann während er sich noch unter dem Zauber jener himmlischen Melodie befand, wurde er mit den Worten begrüßt, die in einem solchen Augenblicke tief in sein Herz dringen mußten:

„„Lieber Joseph, was ist heute für Herrn von Talleyrand geschehen?“

„Eine Zeit lang mußten die ergebenen Freundinnen entmuthigende Weigerungen oder verlegene Entschuldigungen von Cheniers Seite hören, aber die strengen Grundsätze des Republikaners wichen endlich der großmüthigen Ausdauer der Gräfin und eines Tages konnte er die gewohnte Frage mit der Nachricht beantworten, daß der Convent eingewilligt habe, die Rechtfertigung des Bürgers Maurice zu hören und daß er selbst dazu ernannt worden sei, am folgenden Tage die Sache der Verbannten zu vertreten.

„Der ganze Abend wurde von den drei Befreundeten auf die Feststellung dessen, was er sagen und welche Gründe er benutzen sollte, um das Mitleid seiner Zuhörer zu erregen, welche der Maßregel, die er vorzuschlagen beabsichtigte, abgeneigt waren, verwendet.

„Die Nacht verging über der freundschaftlichen Diskussion — so eifrig waren die Drei darauf bedacht,

keinen einzigen Grund zu übersehen, der in Cheniers Rede angegeben werden konnte.

„Der scharfe Witz der Frau von Staël und die feurige Energie Cheniers geriethen fortwährend in Collision und stürzten das ganze Gebäude der beabsichtigten Rede des Dichters nieder, nachdem es mit so großer Sorgfalt und Mühe aufgerichtet worden war. Zuweilen gab Eugeniens milder Geist dieser ein versöhnliches Wort ein, welches der reizbaren Eigenliebe ihrer Freunde schmeichelte und die verwundete Eitelkeit Beider beschwichtigte, worauf sie in ihrer Arbeit fortfuhren, bis sich eine neue Meinungsverschiedenheit erhob und man sich wieder auf Eugenien berief.

„So war unter diesen kleinlichen Verzögerungen der Morgen gekommen, ohne daß eine Rede zu Stande gekommen wäre, und Chenier begab sich entmuthigt und über die ungewohnte Unfruchtbarkeit seiner Einbildungskraft niedergeschlagen nach der Rednerbühne, indem er fürchtete, daß sein Mangel an Beredsamkeit seine Verwendung zu Gunsten Talleyrands zur Verwerfung bei der Versammlung bringen würde. Er fand die unermüdlichen Freundinnen bei seiner Ankunft bereits im Vorzimmer. Frau von Staël legte ihm mehrere neue Vernunftgründe vor, die ihr, seit er sie verlassen, beigefallen waren, aber sie fanden den armen

Chenier immer noch kalt und begeisterungslos und als er sich abwendete, um in den Saal zu treten, wo sich schon die Mitglieder des Convents versammelten, sagte er verzweifelt:

„„Beten Sie für mich, denn ich bedarf es. Ich fürchte, daß ich in dieser Sache keinen Erfolg haben werde, obgleich Sie dieselbe zu der Ihrigen gemacht haben.“

„Frau de la Bouchardie näherte sich ihm und legte ihre Hand auf seinen Arm. Sie blickte mit in Thränen gebadetem Gesicht zu dem Dichter auf. Chenier suchte sich loszureißen, aber sie hielt ihn fest und sang mit leiser, bebender Stimme, in Furcht, von den jenseits der Thür Befindlichen gehört zu werden, den ersten Vers der Ballade, welche ihn zuerst zu seinen Anstrengungen für den Verbannten aufgemuntert hatte. Sie sah an der Röthe, die sein Gesicht überzog und an seinen zitternden Lippen, daß er bewegt war, und als sie in dem Liede fortfuhr, wurde ihre eigene Aufregung noch peinlicher. Gerade als sie schloß, hörte man die Klingel, welche die Versammlung zum Schweigen und zur Aufmerksamkeit aufforderte, und Chenier stürzte mit noch von jener mächtigen Rührung bewegter Seele in den Saal.

„Ehe noch der letzte von jenen süßen Lippen gesun=

gene Ton in seinem Ohre verklungen war, hatte er die Rednerbühne bestiegen und begann ohne Ueberlegung, ohne Vorbereitung, in feurigen Worten eine der glänzendsten Reden, welche noch vor jenem strengen, mitleidslosen Senate gehalten worden waren.

„Die Versammlung wurde enthusiasmirt, die von Legendre und Boissy unterstützte Motion ohne Widerspruch angenommen und dem Bürger Maurice erlaubt, nach Frankreich zurückzukehren, wenn es ihm beliebe. Allerdings hatte Frau von Staël durch ihren Einfluß auf Barras die Maßregel befördert und sie hat den Ruhm davon geerntet, während Frau de la Bouchardie alle Dankbarkeit dafür erhalten hat.

„Der erste Besuch Talleyrands nach seiner Ankunft in Paris ging natürlich zu Chenier und sie kamen überein, daß sie an demselben Abend noch zusammen nach dem kleinen Hotel d' Esparda gehen wollten, welches nicht mehr von den Gebeten und Wehklagen der beiden schönen Fürbitterinnen erschallte, sondern wieder seit dem glücklichen Ausgange ihrer Bemühungen zu Gunsten ihres abwesenden Freundes seinen heitern und sorglosen Ton angenommen hatte. Chenier trat allein in das Gesellschaftszimmer und bat Herrn von Talleyrand, einen Augenblick im Schatten der Thür zu bleiben. Durch einen kleinen Kunstgriff führte er das Gespräch

auf den Verbannten, und Frau von Staël sowohl wie ihre Freundin sprachen ihre Besorgniß und ihr Erstaunen darüber aus, daß er noch nicht von Berlin zurückgekehrt sei. Sie beklagten sich über diese Verzögerung und warfen ihm Kälte und Undankbarkeit vor, weil er so lange in freiwilliger Verbannung verharre.

„„Wenn er Ihre Ballade“ der Verbannte hörte, so würde sie gewiß seine Rückkehr beschleunigen,“ sagte Chenier zu Frau de la Bouchardie, indem er ihre Hand ergriff und sie nach der Harfe führte; und wiewohl Eugenie behauptete, daß das Lied nur ein Gelegenheitsgedicht und nicht mehr am Platze sei, gab sie doch seinen Bitten es zu singen nach, erhielt durch die Erinnerungen, welche die Musik heraufrief, Begeisterung und trug es mit der ganzen leidenschaftlichen Energie vor, welche früher die Seele ihres Liebhabers angeregt hatte, die von ihm selbst anfänglich verurtheilte Sache zu betreiben.

„Während ihres Gesanges hatte sich Talleyrand unbemerkt genähert und als ihre Hand am Schlusse des Ritornells herabsank, ergriff er dieselbe mit enthusiastischem Entzücken und drückte den schönen Fingern einen Kuß glühender Dankbarkeit auf. Der laute Schrei der Ueberraschung, welchen Frau de la Bouchardie ausstieß, erweckte Frau von Staël aus der

Träumerei, in die sie stets die Stimme ihrer Freundin versenkte. Im nächsten Augenblicke hingen beide Damen mit der echten republikanischen Ungenirtheit jener Periode am Halse des glücklichen Verbannten und während Frau von Staël mit geläufigen Worten die Freude aussprach, welche sie beim Wiedersehen fühlte, vergoß die Gräfin de la Bouchardie glückliche Thränen, die in ihrem Schweigen beredter waren als alle Deklamationen ihrer Freundin. Sie würden bezaubert werden, wenn Sie den Prinzen jene Scene und das Gemisch von Komischem und Rührendem, welches er so gut auszumalen versteht, beschreiben hörten."

„Was ist aus Frau de la Bouchardie geworden?" fragte ich. „Ihr Name wird in den Annalen jener Zeit nie erwähnt und doch läßt sich kaum annehmen, daß sie so vollkommen in Dunkelheit versunken wäre, daß sie keine Spur zurückgelassen hätte. Die Freundin Buonapartes und Talleyrands, die Geliebte Cheniers, die Gefährtin Corinna's muß nothwendiger Weise eine Hauptrolle gespielt haben und kann nicht blos eine Statistin gewesen sein, die im Hintergrunde der Bühne bleibt."

„Ach, Sie hätten mich nicht darnach fragen sollen," antwortete C. betrübt. „Es scheint, als ob ein Fluch über Allem, was in jener stürmischen Zeit

gut und schön war, gehangen habe. Mit Frau de la Bouchardie verknüpft sich eine Geschichte von so furchtbarer Ungerechtigkeit, so niederträchtiger Undankbarkeit, daß Ihre Seele davon tief erschüttert werden würde, wenn ich sie erzählte. Nach Cheniers Tode ging sie auf ihr Gut, wurde aber vor wenigen Jahren als unheilbare Wahnsinnige wieder nach Paris gebracht. Wenn der Fürst von Traurigkeit überwältigt zu sein scheint und vor der Stunde, zu welcher er seine tägliche Ausfahrt zu halten pflegt, seinen Wagen vorfahren läßt, so weiß ich fast instinktmäßig, daß Doktor C. eine Zeit lang bei ihm eingeschlossen gewesen ist und kann leicht errathen, wer den traurigen Gegenstand ihrer Conferenz gebildet hat.“

Fünftes Kapitel.

Der Abbé Cerutti.

„Der plötzliche Uebergang von der frivolen Papillotage des alten Regime zu dem düstern Enthusiasmus, welcher zur Zeit des amerikanische Krieges ausbrach, machte nur geringen Eindruck auf Talleyrand. Er war offenbar darauf vorbereitet und erklärte sofort seine Ansicht, nicht durch Flugschriften oder entflammende Reden, sondern durch ein weit kräftigeres Argument als beide. Er rüstete im Verein mit seinem Freunde dem Grafen Choiseul Gouffier einen Kaper aus, welchen er die heilige Sache nannte und der im Mai 1779 den Hafen von Brest verließ. Das Geschütz wurde von dem Herzog von Castries, dem damaligen Marine-Minister geliefert. Diese einzige Thatsache würde fast hinreichen, um jene Zeit zu malen. Die Ausrüstung und Equipirung eines Kriegsschiffes

durch dem Generalagenten der französischen Geistlichkeit im Verein mit einem Gelehrten aus dem hohen Adel und unter der Gutheißung eines der Minister beweis't, welche ungeheure Ideenverwirrung damals geherrscht haben muß.

„Ich habe gehört, daß das Kaperschiff, welches unter den Befehl eines vagabondirenden Adelssprößlings gestellt wurde und Tod und Verderben unter die nach Westindien handelnden englischen Schiffe hatte bringen sollen, nie wieder auf der französischen Küste erschien. Sei dem wie ihm wolle, ich weiß nur, daß der Fürst nicht gern von dieser kleinen Episode seines Lebens spricht und neulich, als er mit dem Gegenstande ziemlich in die Enge getrieben wurde, antwortete:

„„Lassen wir das, es ist eine von meinen Jugendsünden.“

„Eins von den merkwürdigsten Dokumenten der Welt, welches hoffentlich in den Memoiren des Fürsten aufbewahrt werden wird, muß seine Antwort auf das Schreiben Papst Benedikt XV. sein. Seine Heiligkeit hielt es für angemessen, die kriegerische Demonstration des Abbé von Perigord zu tadeln und dieser hatte sich in einer Antwort entschuldigt, die so voll Witz und Beredsamkeit und so mit Beispielen aus der Geschichte aller Länder angefüllt war, daß sich der

gutmüthige Prälat für besiegt erklärte und mit Grazie und Offenheit aus dem Kampfe zurückzog. Dies ist, wie ich glaube, die erste Handlung, durch welche der Abbé von Perigord öffentlich erklärte, daß er den neuen Grundsätzen anhing und sich in seinen Ansichten von der hohen Geistlichkeit und dem hohen Adel trennte, die alle fast ohne Ausnahme laut die ungerechte und unzurechtfertigende Einmischung Frankreichs in den Krieg mit Großbritannien und seiner rebellischen Colonie tadelten. Der Schritt wurde im Lichte eines Abfalls von der Gesellschaft betrachtet, deren Mitglied er sowohl durch seine hohe Geburt wie seinen heiligen Stand war, und man begann jetzt eine Menge Prophezeihungen über seine künftige Größe oder seine nahe Degradation laut werden zu lassen, je nach der Geistesrichtung, aus welcher man ihn beurtheilte.

„In den wenigen Jahren, die zwischen dieser Periode und den Ereignissen von 1789 vergingen, wurde Talleyrand mit dem Abbé Cerutti, Mirabeau's Freunde und Collegen, bekannt und legte mit ihnen den Grund zu dem ersten volksthümlichen Journale, welches je in Frankreich erschienen ist. Der Plan desselben war muthig und kühn, es sprach zu den Bewohnern der entlegenen Provinzen des Reiches und

erlangte sogleich nach seinem Erscheinen einen Erfolg, der in diesem Literaturzweige bisher unerhört war.

„Es ist fälschlich beschuldigt worden, viele von den Abscheulichkeiten der Revolution erregt zu haben. Es erschien erst, als sich die Flammen verbreitet hatten und nicht unterdrückt werden konnten, und Derjenige, welcher jetzt die „Dorfzeitung" durchsieht, wird sofort unter den glühenden Aufsätzen aus Mirabeau's Feder und der kalten, bittern Ironie Cerutti's, das ruhige, reflective Genie Talleyrands in den Artikeln über die Theilung des Kirchenvermögens, über die Verbesserung der Nationalerziehung, über den Mißbrauch der Macht, über die Einheit der Gewichte und Maße erkennen, die als beruhigender Balsam auf die von den feurigen Aufrufen seiner leidenschaftlicheren Collegen hervorgebrachte Entzündung wirkten.

„Er giebt in diesen Anreden an das Volk, deren Veröffentlichung für so verbrecherisch gehalten worden ist, nichts, was er nicht schon gesagt hätte, kein einziges Wort, von dem er nicht noch jetzt die kräftigste Ueberzeugung bewahrte. Einige von ihnen könnten als Muster des Raisonnements und der Beredsamkeit citirt werden, obgleich es ihnen an der Ausbildung des Styles und der Diction mangelt, die sich nur durch die frühe Vertrautheit mit den Klassikern, deren Man-

gel er sein ganzes Leben hindurch beklagt hat, erlangen läßt.

„Cerutti war ein mit den glänzendsten Talenten begabter Mann. Seine eigenthümliche Stellung forderte von dem Augenblicke, wo er am revolutionairen Horizont auftauchte, eine vielleicht ungehörige Aufmerksamkeit. Der Empfang dieses Volksvorkämpfers war äußerst enthusiastisch. Ueberall, wohin er auch gehen mochte, folgte ihm eine bewundernde Menge, jede öffentliche Versammlung hallte von seinem Lobe wider; man benannte Straßen nach ihm, kurz, er genoß jede aus der Volksbeliebtheit entspringende Befriedigung der Eigenliebe. Aber Cerutti war ein Menschenfeind, und scheute sich, weit entfernt Auszeichnung zu suchen, vor der Oeffentlichkeit. Der Wurm nagte ihm am Herzen und ich habe Talleyrand behaupten gehört, daß er ihn während seiner ganzen Bekanntschaft mit ihm nicht ein einziges Mal habe lächeln gesehen. Seine Existenz war eine von den Anomalien, welche die Revolution erschaffen hat — er war ein im Müssiggange erzogener Edelmann, der dessen ungeachtet die Verpflichtungen und thätige Wachsamkeit eines Jesuiten auf sich nahm und dann selbst Priester wurde, um die Sache seines geliebten Ordens um so besser vertheidigen zu können, zum Privatrathgeber und Freunde des Dauphins —

Vaters Ludwigs XVI. — erwählt wurde, und dann plötzlich ohne Pause und Uebergang köpflings in das Delirium der Demokratie stürzte.

„Es ist sonderbar, daß der Grund dieser unnatürlichen Ereignisse von den Historikern jener Zeit nie vollkommen durchforscht worden ist, die alle die Cerutti leitenden Beweggründe ohne Bemerkung übergehen, oder behaupten, daß sie entweder gänzlich unerforschlich oder Eingebungen des Wahnsinns gewesen seien. Ich habe die Geschichte Cerutti's von Talleyrand selbst gehört und sie bildet eine der außerordentlichsten Episoden jener außerordentlichen Zeit.

„Der Fürst erzählte mir einmal, daß eines Abends nach Beendigung ihrer Arbeit, die drei Herausgeber der Dorfzeitung von den Ereignissen ihres früheren Lebens zu sprechen begannen und die verschiedenartigen Ursachen erzählten, welche zu der Kastendesertion, deren sie sich alle Drei schuldig gemacht, geführt hatten.

„Alle Welt kennt die Geschichte von Mirabeau's langer Einkerkerung und harter Behandlung und ich habe Ihnen bereits die Ereignisse erzählt, welche Talleyrands Jugendzeit bezeichneten, aber die Geschichte Cerutti's ist nur den Wenigen bekannt, mit welchen er in vertrautesten Verhältnissen lebte und erklärt den Geist

der Zeiten besser als vielleicht die irgend eines von seinen Freunden.

„Die Laufbahn des Mannes war kurz und glich dem Blitze, welcher dem Sturme vorausgeht — Alles, so lange er sich auf der Bühne befand und vor dem Auge des Publikums bewegte — Nichts, sobald seine Rolle vorüber und der Vorhang gefallen war. Er starb und hinterließ Nichts, was ihn vor dem Vergessenwerden gerettet hätte, nicht einmal die Erinnerung an die Art, wie er seine Rolle gespielt hatte, in der ihm so viel Beifall zu Theil geworden war.

„Sein Vater war ein reicher Seidenzüchter aus der Gegend von Turin und seine Kindheit verging unter den schattigen Hainen, welche sich meilenweit um das Schloß, wo seine Familie wohnte, erstreckten. Sein jüngerer Bruder hatte sich den Büchern und der Gelehrsamkeit ergeben und war zum Reisebegleiter des jungen Grafen Herkules V— ernannt worden, während Joseph Cerutti, der Aelteste der Familie, zu Hause blieb, um seinem Vater in der Verwaltung seines Vermögens und der Verbesserung des Gutes beizustehen. Sein Leben war das eines italienischen Edelmannes der Mittelklassen jener Zeit — d. h. seine Studien waren weder sehr tief, noch seine Beschäftigungen sehr ernst, und seine Tage vergingen angenehm genug unter klei=

nen Andachtsübungen, kleinen galanten Abenteuern, sehr wenig Lektüre und vielem Dolce far niente, wobei er die Zucht der Seidenwürmer, welche den ganzen Reichthum seines Vaters und das Erbtheil der Söhne desselben bildeten, beaufsichtigen mußte. Diese Beschäftigung war aber keineswegs interessant genug, um ihn aus dem Traume, in welchem er lebte, zu wecken und in dem sein ganzes Leben hätte vergehen können, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, wie es früher oder später die Lebensströmung aller Menschen verändert und die bisher unruhige See der Existenz sofort ruhig und heiter macht, oder ihre glatte Oberfläche in eine wüthende Hölle verwandelt.

„Graf Herkules V— kehrte von Rom zurück, wohin er mit dem jungen Cesario Cerutti, dem Bruder unsers Helden, gereis't war. Die Besitzungen der Familie V— stießen an die Cerutti's und aus der zwischen dem jungen Edelmanne und dem Gefährten seiner Studien bestehenden Freundschaft entsprang ein vertrauliches Verhältniß zwischen den beiden Familien, welches von den italienischen Gewohnheiten jener Zeit, wo die Standes- und Rangverschiedenheiten mehr beobachtet wurden als in irgend einem andern Lande Europa's, bedeutend abwich.

„„Was mir besonders auffiel,“ sagte der Abbé Cerutti, als er seinen Mitarbeitern die Geschichte erzählte,

„war die Veränderung, welche wenige Monate in den Gewohnheiten und der Geistesstimmung meines Bruders Cesario hervorgebracht hatten. Er war mit dem seinem Alter natürlichen Enthusiasmus und Lebensmuthe von uns fortgegangen, aber schweigsam und zurückhaltend in seinen Reden, düster und zerstreut in seinen Manieren zurückgekehrt. Auf seinem Geiste schien eine Last von Sorge und Elend zu liegen, welche weder die liebevollen Aufmerksamkeiten seiner Familie, noch die Zärtlichkeit seiner Mutter, die er innig liebte, abzuschütteln vermochten. Ich bemerkte, daß er mich fortwährend anging und bat, insgeheim mit ihm zu sprechen, als ob er mir wichtige Mittheilungen zu machen habe, worauf er sich plötzlich zurückhielt und von gleichgiltigen Dingen sprach, die mit dem trüben Tone seiner Stimme und den auf seiner Stirn liegenden Wolken in so großem Contrast standen, daß die Betrachtung für mich äußerst schmerzlich wurde.

„„Ich wagte ihn aber nicht über den Grund dieser Veränderung seines Charakters zu befragen, denn ich fürchtete ihn in der reizbaren Stimmung, worin er sich befand, zu erbittern. Eines Tages schien er mittheilsamer als gewöhnlich zu sein und ich suchte unser Gespräch dadurch zu beleben, daß ich mich bemühte, ihm eine Erzählung seiner Reise nach Rom, über welche er bisher

ein unnatürliches Schweigen bewahrt hatte, zu entreißen.

„„Er sagte, daß er mit Graf Herkules glücklich, sehr glücklich gewesen sei — und doch schauderte ihn, als er die Worte aussprach — und die Güte des trefflichen Abbé Giordoni, des Hofmeisters des jungen Grafen, habe das Angenehme so schön mit dem Nützlichen vermischt, daß die Zeit ihm schnell und heiter wie in einem Zaubertraume verflossen sei. Warum blickte er mich aber dann mit dem seltsamen Ausdrucke in seinem Auge an? Ich konnte dem Impulse nicht widerstehen, welcher mich antrieb, die Gelegenheit zu ergreifen, um den Grund seiner Trauer zu erforschen und sagte mit einem liebevollen Händedrucke: — „Liebster Cesario, laß Dich von dem Geheimniß, welches so schwer auf Deiner Seele lastet, nicht so zu Boden drücken. Vertraue mir, mein Bruder: was hat Dein Glück gestört und so Deine ganze Natur verändert?“

„„Du täuschest Dich,“ antwortete Cesario hastig und mit einer Art von convulsivischem Lachen, „und ich bin nie glücklicher oder in besserer Laune gewesen als in diesem Augenblicke. Komm heute Abend mit mir nach der Villa V— und sieh zu, ob es sich nicht so verhält, wie ich Dir sage. — Apropos, ich hatte zu erwähnen vergessen, daß die ganze Familie in der Villa

Dich gern empfangen möchte, der alte Graf und sein Sohn, der Abbé und — und — (er zauderte) kurz Alle werden sich freuen Dich zu sehen. Komm also heute Abend — ja heute Abend, es ist Zeit.“

„„Der Kopf sank ihm auf die Brust und er fiel wieder in sein zerstreutes Sinnen. Ich machte keine Bemerkung über die sonderbare Vergeßlichkeit, welcher er sich schuldig gemacht hatte, noch über den Mangel an Aufmerksamkeit der V—schen Familie, daß mich diese nicht selbst nach der Villa eingeladen, sondern ergriff begierig den mir so gebotenen Anlaß, um in das Geheimniß des veränderten Benehmens seines Bruders zu bringen. Ich kannte bereits den Grafen Herkules, einen fleißigen, frommen Jüngling, der als Muster für die ganze Gegend betrachtet wurde. Ueberdies hatte ich häufig den Abbé Giordoni, den Hofmeister, gesehen, gegen den ich eine instinktmäßige Abneigung fühlte, wiewohl mich meine Freunde über die Leichtigkeit neckten, mit welcher ich einen Widerwillen faßte; aber ein Mitglied der V—schen Familie hatte ich noch nicht gesehen und mein Geist wurde von der plötzlichen Ueberzeugung ergriffen, daß dies der Grund von dem Elend meines Bruders sei und daß es dessen Name war, welchen er auszusprechen Anstand genommen hatte. Ich war daher entschlossen, jeden Blick zu beobachten,

auf jedes Wort zu lauschen, welches zwischen den Beiden ausgesprochen werden würde und meine Rathschläge gegen meinen Bruder auf das, was ich bemerken würde, zu begründen.

„„Zur bestimmten Stunde machten wir uns auf, um unsern Abendbesuch in der Villa abzustatten, der Trübsinn und die Zerstreutheit meines Bruders nahmen zu, als wir uns unserm Bestimmungsorte näherten und ich begann zu zweifeln, ob sich ein leidenschaftlicher, erwartungsvoller Liebhaber so benehmen würde.

„„Wir traten, ohne angemeldet zu werden, in den großen Salon. Cesario wurde als Sohn vom Hause betrachtet und war freimüthig und vertraut. Das Zimmer war groß, und trüb von der Schirmlampe auf dem Kaminsims beleuchtet. Der alte Graf schlummerte auf seinem großen Lehnstuhle und sein grauer Kopf stach wie ein Sinnbild des zufriedenen und ehrenwerthen Greisenalters von demselben ab. Ein ganz anderer Ausdruck belebte aber das Individuum, welches in der Nähe saß und auf welches das Licht der Lampe fiel, wie um den Ausdruck zu beleuchten, welcher in diesem Augenblicke über sein Gesicht ging — ein wahrer Höllenblick.

„„Es war der Abbé Giordoni, der an dem kleinen Tische saß und mit dem jungen Grafen Herkules

Schach spielte — d. h. das Schachbret stand zwischen ihnen und die Schachfiguren waren aufgestellt, aber ich bemerkte augenblicklich, daß keine einzige von ihrem ursprünglichen Platze gerückt war und man konnte sehen, daß ihre Beschäftigung weit größere Wichtigkeit besaß, denn der junge Mann saß bleich und bebend vor dem Abbé, dessen wüthendes Gesicht und heftige Geberden deutlich die Leidenschaftlichkeit der Diskussion verriethen, welche stattgefunden hatte, obgleich ich ihre Natur nicht beurtheilen konnte, da sie ohne Zweifel aus Furcht, den armen alten Grafen zu stören, der, ohne den Sturm des Hasses und der Leidenschaft zu ahnen, welcher so dicht vor seinem Ohre heraufbeschworen wurde, fortschlummerte, im leisesten Tone geführt worden war.

„„Unser Eintritt störte das Gespräch, und der Eifer, mit welchem Graf Herkules meinem Bruder entgegeneilte, um ihn zu bewillkommnen, fiel mir peinlich auf, denn er schien, da ihn derselbe bereits am Morgen gesehen und fast jeden Tag seit seiner Rückkehr in seiner Gesellschaft zugebracht hatte, erzwungen und unnatürlich. Er sprang von seinem Stuhle auf, warf in seiner Hast den Tisch und das Schachbret um, schlang seine Arme um den Hals meines Bruders und rief in schwachem Tone:

„„Gott Lob, endlich kommen Sie, Cesario.“

„„Unterdessen war der Abbé mit der Grazie und Würde eines Priesters auf mich zugetreten. Ich hätte sofort Verdacht gegen den Mann fassen sollen, der so leicht den Ausdruck des Zorns, den seine Züge bei meinem Eintritt trugen, durch das Lächeln der innigsten Freude ersetzen konnte, womit er mir seine Hand hinhielt und durch ein eigenthümliches Zusammentreffen fast dieselben Worte sprach, die Graf Herkules meinem Bruder zugeflüstert hatte.

„„Eccolo alfin — questo caro amico.“

„„Ich hätte diesen herzlichen Willkommen von einem Manne beargwöhnen sollen, der bisher kein stärkeres Gefühl gegen mich entwickelt hatte, als das gewöhnlicher Höflichkeit, wenn wir auf unsern Spaziergängen und Fahrten einander in der Nachbarschaft trafen, was nur selten vorkam. Ich konnte diese warme Begrüßung bei den beiden jungen Freunden begreifen, war aber keineswegs im Stande zu entdecken, mit welchem Rechte und Anspruche ich an solchen Freundschaftsdemonstrationen Theil nehmen sollte. Das Gefühl des Erstaunens, welches ich anfänglich empfunden, war aber bald über dem höflichen Empfange vergessen, den mir der alte Graf zu Theil werden ließ, welcher durch das Fallen des Tisches und Schachbrets so rauh aus seinem Schlummer geweckt, aufstand und uns mit der

ganzen offenen Freundlichkeit entgegenkam, welche die piemontesischen Edelleute der alten Schule stets ausgezeichnet hat und mir es vollkommen behaglich machte, indem er sofort auf das Thema einging, welches, wie er wußte, mir am interessantesten war, nämlich die Verbesserung meines väterlichen Gutes und den Anbau unserer Maulbeergärten.

„„Die beiden jungen Leute waren bald in eifrigem tiefem Gespräche und der Abbé Giordoni beschattete seine Augen mit der Hand und beobachtete sie Beide aufmerksam.

„„Der Abend verging angenehm genug, aber ich dachte an wenig außer der jungen Gräfin, die ich noch nicht gesehen hatte, und als die Thür langsam aufging und sie angemeldet wurde, schlug mein Herz um meines Bruders willen so heftig, daß Jeder, der meine Bewegung gesehen hätte, würde geglaubt haben, daß ich bereits selbst in sie verliebt sei. Sie trat trotz der Gegenwart der Fremden, welche sie im Salon fand und die sie nicht erwartet hatte, ohne Verlegenheit ein, ging zu ihrem Vater, küßte ihn auf die Stirn, wendete sich dann zu uns und begrüßte uns graziös. Mir fiel ihre ausnehmende Schönheit auf und ich fühlte beim ersten Blicke die Ueberzeugung, daß mein Verdacht gegründet und Cesario ihr Sklave sei; bald aber ver-

schwand mein ganzer Argwohn, denn sobald sie sah, daß er auf sie blickte, trat sie leicht auf ihn zu und redete ihn anmuthig, aber mit der glücklichen Ruhe vollkommener Gleichgiltigkeit an, während er, obgleich auf einen Augenblick durch die Pflichten der Höflichkeit in Anspruch genommen, mit einer Verbeugung wieder in den Lehnstuhl sank, aus welchem er sich bei ihrem Eintritte erhoben hatte, ohne ein Wort zu sprechen, oder ihr einen Blick zuzuwerfen, denn ich beobachtete ihn aufmerksam — und dann das bei ihrem Eintritt unterbrochene Gespräch wieder aufnahm.

„„Ich war über diese unerwartete Entwickelung der Intrigue, die ich mir mit so vieler Mühe aufgebaut, wahrhaft verblüfft. Umsonst suchte ich das mindeste Einverständniß zwischen ihnen zu entdecken — es war kein solches vorhanden. Das Mädchen schien während des Abendessens vollkommen von ihren Aufmerksamkeiten gegen ihren Vater in Anspruch genommen zu werden und erhob kaum die Augen zu irgend Einem von uns, außer um die Höflichkeit zu üben, welche sie als Wirthin ihren Gästen schuldig war, während mein Bruder, der ihr bei Tische gegenüber saß, nicht ein einziges Mal auf sie blickte.

„„Ich verließ an jenem Abend, von seltsamen Ge-

fühlen erfüllt, die Villa, und von dieser Stunde an war meine Existenz verändert.

„„Wie kann ich Ihnen sagen, meine Freunde, wie es so gekommen ist! Ich weiß es selbst nicht, außer daß ein Netz um mich gesponnen war, von dem ich selbst zu dieser Stunde noch nicht frei bin.

„„Vom ersten Augenblicke an schienen überspannte Demonstrationen von Anhänglichkeit gegen mich und eine absolute Beschlagnahme meiner Zeit und meiner Handlungen eingetreten zu sein; ja selbst meine Gedanken waren nicht mehr mein Eigenthum. Der Abbé Giordoni wich nie von meiner Seite und was noch sonderbarer erschien, er kannte die kleinsten Geheimnisse unserer Existenz — den Werth unsers Gutes — den Ertrag unserer Pflanzungen — die Einkünfte, welche wir von den Seidenwürmern zogen — ja selbst die Anleihe, die wir vor einigen Jahren hatten aufnehmen müssen und die, wie wir glaubten, zwischen uns und der Person, welche das Geld hergeliehen hatte, ein tiefes Geheimniß geblieben war. Ich habe ganze Nächte munter im Bett gelegen, um zu entdecken, wie dies möglich sei, ohne jedoch das Räthsel erforschen zu können. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mir dieser Umstand auf dem Geiste lastete, denn der Himmel hatte mich mit einer selbstständigen Seele und

dem äußersten Abscheu vor Beherrschung begabt, und die unsichtbaren Fesseln, in welche ich mich gekettet sah, wurden desto drückender, je entschlossener ich war, mich frei zu machen.

„„Beim Tode meines Vaters war es, daß ich dies am stärksten fühlte. Der Abbé übernahm unaufgefordert und ungerechtfertigt die ganze Leitung unserer Angelegenheiten. Er war es, der meine Mutter veranlaßte, sich nach dem benachbarten Annunciatenkloster zurückzuziehen, wogegen ich mich entschieden wehrte, aber meine Ansicht wurde hierin, wie in allen anderen Dingen, von der des Abbé vollkommen unterdrückt.

„„Das nächste Ereigniß in der Familie, welches mir die merkwürdigste Unruhe und Verlegenheit bereitete, war der Entschluß Cesario's, den Theil des Gutes, welches ihm durch das Testament meines Vaters zugefallen war, zu verkaufen, und mein Erstaunen wuchs noch um das Zehnfache, als ich vernahm, daß der Abbe Giordoni der Käufer sei. Ich war über meinen Bruder erzürnt und machte ihm bittere Vorwürfe, aber er antwortete mit verzweifelnder Stimme und strömenden Thränen:

„„Was konnte ich thun? Der gute Abbé gebrauchte das Land!“

„„Mein Gott; was konnte alles Dies bedeuten!

Wie kam es, daß der Mann solchen Einfluß erlangt hatte! Mit jedem Tage nahm derselbe zu und wurde drückender; er zog so zu sagen einen Zauberkreis um meine Existenz, dessen Umfang sich verminderte, bis er so gering geworden war, daß ich mich nicht einmal drehen konnte, ohne seinen Druck zu fühlen.

„„Mit jedem Tage wurden die Bande schärfer angezogen. Jetzt endete ich damit, wo ich hätte anfangen sollen, und begann eifrig den Charakter des Mannes zu untersuchen, der mir selbst zum Trotz einen solchen Einfluß in meiner Familie erlangt hatte. Zu meinem großen Erstaunen fand ich in ihm einen Mann vom schärfsten Witz und der vollendetsten Weltkenntniß, dessen praktische Gelehrsamkeit und Erfahrung universell, dessen Energie und Ausdauer unerschütterlich waren. Ich entdeckte bald mit einem unbeschreiblichen Gefühle des Schreckens, daß er meinen Charakter mit so vieler Genauigkeit ergründet hatte, als ob ich von Jugend auf mit ihm gelebt hätte. Er kannte meinen Haß und Widerwillen gegen den Zwang und hatte daher keinen angewendet. Er wußte, daß ich von stolzer, melancholischer Gemüthsart war und hatte meinen Zorn daher nie durch Widerstand gereizt. Ich fühlte bittere Verachtung gegen mich selbst, als ich fand, daß es in allen Dingen sein System war, mir den Wil-

len zu lassen. Endlich kam jedoch die Stunde, wo sich das Räthsel lösen sollte.

„„Eines Tages kam Giordoni geschäftig und mit wichtigem Gesicht zu mir, um mich über den Plan eines Gebäudes, welches er auf dem von Cesario gekauften Boden errichten wollte, zu Rathe zu ziehen. Es sollte von den Fenstern meines Schlosses aus sichtbar sein und es war daher freundlich von ihm, meine Ansicht über die Form und Art seiner Errichtung zu befragen und ich dankte ihm pflichtschuldigst für seine freundliche Aufmerksamkeit von Herzen.

„„Es ist eine Kapelle des heiligen Ignatius, welche ich errichten werde, bis ich ein Kloster zu Stande bringen kann,“ sagte er mit freundlichem, zutraulichem Lächeln; „mit dem aber muß ich warten, bis ich reicher sein werde.“

„„Die Bestimmung des Gebäudes setzte mich in Schrecken.

„„Doch nicht ein Jesuitenkloster?“ sagte ich schwach, denn ich hatte einen Theil des Hasses eingesogen, welchen gerade zu jener Zeit der Orden in ganz Europa auf sich geladen hatte.

„„Der Abbé lächelte wieder, aber noch ruhiger, als vorher.

„„Verzeihen Sie,“ antwortete er mild, „unser Or-

den bedarf in diesem Theile des Landes einer Station. Wir sind nur gering vertreten, mein Freund; denken Sie“ — und er zog sein Notizbuch heraus — „von St. Tomaso bis Mabli, acht Stunden, von Mabli bis hierher siebzehn — es ist zu weit.“

„„Das Räthsel war also gelös't. Das ganze Geheimniß des Mannes, seine Ausdauer und Geduld, sein Selbstvertrauen, seine ganze Verachtung meiner beruhten darauf, daß er ein Jesuit war, ein thätiger, geschäftiger, ränkesüchtiger Jesuit, ein Mann, der im Orden einen Rang bekleidete, Einer, der Gewalt hatte und Jedem seiner Untergebenen, die Sklaven seines selbst sklavischen Willens waren, gebieten konnte, sein Verlangen augenblicklich und ohne Murren auszuführen, selbst wenn der Befehl darauf ging, seinen besten Freund zu ermorden oder seine eigene Mutter zum Tode zu verrathen, der selbst nicht anstehen durfte, jedes Verbrechen zu begehen, wenn es nur zur Ehre und zum Vortheil der heiligen „Gesellschaft Jesu“ geschah.

„„Ich bin jetzt überzeugt, daß dieses Geständniß, so natürlich und einfach mir es damals auch vorkam, seit lange schon vorbereitet war und daß gerade in jenem Augenblicke viel von der Art abhing, in welcher es von mir aufgenommen werden würde. Es gelang ihm jedoch gut, die Bewegung zu verhehlen, welche ihm meine

Ausrufungen des Erstaunens und Mißfallens verursachen mußten, und er ergoß sich sofort mit graziöser Beredsamkeit in Lobeserhebungen der Vortheile der Gesellschaft Jesu vor allen andern Orden — der Macht, des Einflusses, welchen das geringste Mitglied der Gesellschaft über jedes in seiner Sphäre befindliche Individuum besaß. Er sagte, daß das Selbstvertrauen und die Kraft der Verbindung so groß sei, daß nichts ihrem Einflusse widerstehen könne. Er zeigte mir auf der Landkarte, wie sich ihre Verzweigungen über ganz Europa erstreckten, daß sie jedes civilisirte Land wie in einem Netze umschlängen, aus dem es sich unmöglich losreißen könne, und endlich führte er mich hinaus, um die Arbeiten an der Kapelle zu besichtigen und die von ihm begonnene neue Anpflanzung zu betrachten. Ich erblickte sie in der That und bemerkte mit trüber Ahnung, daß die Lindenalleen, welche bereits angelegt waren, alle nach meinem eigenen Schlosse zuführten. Ich wußte kaum, was ich befürchtete, fühlte aber eine Ueberzeugung nahen Unheils, welche alle meine Fähigkeiten überwältigte.

„„Sie werden über den Entschluß lächeln, welchen ich in jener Nacht faßte, Sie werden sagen, daß es der eines Schulknaben, eines Feiglings war, aber Sie kennen den Schrecken nicht, welcher gerade zu jener Zeit

die Bevölkerung unseres Landes wegen der Schlauheit der Jesuiten durchdrang. Er war der Alp der Gesellschaft geworden. Das Gefühl wurde von den geheimen Feinden des Ordens genährt, die aus Frankreich herüber kamen, wo seine Auflösung bereits in den Boudoirs von Trianon vom rachsüchtigen Hasse der Frau von Pompadour verfügt worden war. Ich beschloß daher, zu fliehen — mein Eigenthum in den Händen des Agenten zu lassen und eine Zeit lang zu reisen, bis die Macht der Schlange, die so über mich Einfluß gewann, geschwächt war, oder ich mich stark genug fühlen würde, ohne Furcht ihren kalten schlüpfrigen Umschlingungen entgegen zu treten. Ich brachte mehrere Tage unter Vorbereitungen auf die Reise, welche ich anzutreten gedachte, zu, und vertraute meine Absichten, außer dem Aufseher des Gutes, in dessen Hände ich meine Interessen zu legen gedachte, keinem Menschen an. Cesario war abwesend. Ich wollte es nicht einmal wagen, ihm vor meiner Abreise zu schreiben, denn meine Furcht vor Verrath war so kindisch geworden, daß ich selbst das Oeffnen des Briefes fürchtete.

„„Alles war zu meiner Abreise bereit. Der Agent, ein einfacher, ehrlicher Mann, hatte geschworen, stumm zu sein wie das Grab, und als ich eines Abends Ab=

schied von dem unvermeidlichen Giordoni nahm, der jetzt keinen Tag ohne einen langen Besuch bei mir vergehen ließ, lachte ich über seine Abschiedsformel.

„„Auf morgen, auf morgen!“ rief er noch unter der Thür; „morgen wollen wir über den Weg von Ihrem Gebiet nach meiner Kapelle sprechen. Es muß ein Weg gemacht werden, Cerutti, die hohe Mauer muß umgerissen werden. Was bedarf es noch der Mauern zwischen solchen Freunden, wie wir sind!“

„„Ich lachte, als ich ihm mit erheuchelter Wärme die Hand küßte und seine bedeutsamen Abschiedsworte wiederholte. Ich wußte, daß ich den folgenden Tag weit genug entfernt sein würde. Er lächelte ebenfalls, indem er mir noch einmal aufmerksam in's Gesicht blickte, und rief:

„„Leben Sie wohl, mein Freund, mein theuerster Freund, bis morgen also! bis morgen!“

„„Er entfernte sich und ich sah mit bei der Aussicht auf meine bevorstehende Befreiung vor Dankbarkeit und Freude hochklopfender Brust allmählig seine Gestalt im Mondschein verschwinden. Die Pferde warteten auf dem Nebenwege unfern des Schlosses und ich konnte ihr freudiges Wiehern von der Thür aus hören, an welcher ich lehnte, um Giordoni nachzublicken. Alles schien mir Frieden und Gluth zu ath-

men, in den Zweigen des Maulbeerbaums, unter welchem ich stand, saß eine Nachtigall und ihre freudige Melodie strömte, wie mir es vorkam, freier und ungezwungener aus, als Giordoni's Schatten den Pfad nicht länger verdunkelte. Eine Menge von den, den Sommernächten unsers Vaterlandes eignen glänzenden grünen Leuchtkäfern jagten einander über den glatten Rasen hin. Es war mir, als ob ich noch nie eine Nacht von so ruhiger, heiterer Schönheit gesehen hätte.

„„Ich glich dem Schulknaben, der im Begriffe ist, sich der Herrschaft seines Lehrers zu entziehen, sich eifrig nach der Freiheit sehnend, aber doch noch kaum über den Gebrauch entschieden, welchen er von seiner neuerlangten Unabhängigkeit machen möchte.

„„Ich will von hier nach Lyon gehen,“ sagte ich zu mir, als ich leichten Schrittes nach dem Hause zurückkehrte, „dort will ich eine Zeit lang bleiben, um die Sitten des Volkes zu studiren, von dem ich so viel gehört habe, dann weiter — weiter nach Paris, dort und dort allein findet man das Genie, wenn man es nicht hat.

„„Ich konnte meine Gefühle bei dem Gedanken an die Veränderung, die ich durch meine eigne Geschicklichkeit und Discretion in meinem Schicksale hervorzubringen im Begriff war, kaum zügeln und pfiff

und sang laut in der Freude über die bloße Idee so großen Glückes.

„„Keine Sklaverei, keine Spionage, und — soll ich es gestehen, meine Freunde? — keine Furcht vor kalter und geringschätziger Erwiderung meiner Liebe mehr. Von dem Abend meines ersten Besuches in der Villa des Grafen B— an, war ich der Sklave der schönen Signora Isabella geworden. Ihre Verschmähung meiner Bewerbungen, ihre Kälte hatte nur meine Leidenschaft vermehrt, aber den Charakter derselben verändert. Die Hoffnung war dem Trotz, der Trotz der Verzweiflung gewichen, aber ich liebte immer noch und dies war der Grund, weshalb ich insgeheim aus dem Hause, wo ich geboren war, fliehen wollte, wie ein Dieb oder Usurpator — dies war es, was mich hinwegtrieb, um anderswo die Freiheit zu suchen, welche ich, wie ich fühlte, so sehr nöthig hatte. Alle diese Zukunftsgedanken gingen schnell durch meinen Geist, als ich die Allee hinauf zurückkehrte. Ich war eben in die Halle gekommen, ich stieg die zu meinem Zimmer führenden Stufen hinauf, als mich der Schall von dicht hinter mir kommenden Schritten erschreckte. Ich gerieth in Besorgniß, ich wußte, daß die Dienerschaft entlassen war und sich seit lange schon aus jenem Theile des Gebäudes entfernt hatte, während der Agent meine

Befehle hatte, mich mit den Pferden zu erwarten. Ich wendete mich bebend um, das Herz stockte mir in der Brust und ich wurde marmorblaß — es war Giordoni, der mir folgte!

„„Ich befand mich in solcher Furcht vor ihm, daß ich in der ängstlichen Aufregung des Augenblickes schon im Begriff war, meine verbrecherische Absicht zu bekennen und um Verzeihung zu bitten; aber auf der Stirn des Jesuiten war weder Zorn noch Verdacht zu lesen und er sprach mit ruhigem, graziösem Lächeln, indem er ein kleines Billet, welches die Luft durchduftete, vor mir in die Höhe hielt:

„„Sehen Sie, welch treuloser Bote ich bin,“ sagte er, den Kopf mit wahrhaft väterlicher Bonhommie schüttelnd; „ich hatte den Auftrag, diesen Brief mit der größten Eile abzuliefern und hätte dies beinahe gänzlich vergessen! Es war gut, daß ich daran dachte, ehe ich nach Hause kam, denn ich weiß nicht, wie ich aufgenommen worden wäre, wenn ich ohne die Antwort zurückgekommen wäre.“

„„Ich wurde von einer plötzlichen Schwäche befallen, als ich mechanisch das Billet aufbrach und die Unterschrift anschaute. Es kam von Isabelle von V—, und als ich den Inhalt las, hob mich die Güte und der zärtliche Ton desselben in den siebenten Himmel.

„„Brauche ich zu sagen, daß ich in jener Nacht nicht abreis'te — daß ich mich selbst erfreut zu Bette begab, — daß ich nicht den Eingebungen meines bösen Genius gefolgt war, — denn als solchen lernte ich bald die geheimen Warnungen meiner Vernunft betrachten, die mir ein ganzes Leben des Elends erspart haben würden, wenn ich nur damals auf sie gehört hätte.

„„Ihnen, die Sie Beide Weltmänner sind, brauche ich das darauf Folgende nicht zu beschreiben.

„„Ehe drei Monate vergingen, war ich ein eben so glühender Proselyt der Grundsätze, welche die heilige Gesellschaft regierten, wie Giordoni selbst! —

„„In weiteren drei Monaten war das Grundstück, für welches sich mein Vater so viel Sorge und Mühe gemacht und das ich selbst so eifrig verbessert hatte, da ich es für ein Erbtheil hielt, welches noch auf meine Kindeskinder übergehen sollte, nicht mehr mein Eigenthum, es gehörte durch mein Versprechen dem Orden, dessen unwürdiges Mitglied ich mich zu nennen jetzt stolz war.

„„Während dieser ganzen Zeit hatte ich in einem Traume — einer Verblendung gelebt, die um so größer und tief gehender war, da ich einen kalten, nüchternen Charakter besitze und der mächtigsten Bewegungen bedarf, um mich aus meiner Apathie reißen zu lassen.

Ich glaube nicht, daß ich da über die Zukunft nachdachte. Es war mir genug, daß mich Gräfin Isabella liebte. Sie sagte mir es zu vielen wiederholten Malen, und jedes Mal, wo sie die Worte gesprochen hatte, gewährte ich eine Bewilligung, die ich nicht bereute, da ich kein Opfer für sie zu groß hielt, um das Lächeln zu erlangen, welches ich jetzt höher als mein Vermögen, als mein Leben selbst — kostbarer wie das Andenken meines Vaters oder die Liebe meiner Mutter schätzte.

„„Ich wurde aus meiner Entzückung durch einen Brief meines Bruders Cesario gerissen, der mir, als ich eines Abends spät von der Villa V— heimkehrte, eingehändigt wurde. Er enthielt nur wenige Worte voller Dunkelheit und Geheimniß mit der Zurückhaltung eines vor der Entdeckung in Schrecken Stehenden.

„„Ich habe Dir viel zu sagen," schrieb er, „hüte Dich, Du bist betrogen. Ich werde heute Nacht bei Dir sein, laß es aber Keinen wissen. Ich wünsche Dir nur ein Wort zu sagen und muß wieder vor Tagesanbruch zurückkehren, ohne die mindeste Spur von meinem Besuche zurückzulassen. Laß die Thür am Ende des Gartens heute Abend offen und triff mich, wenn Alle im Schlosse zur Ruhe gegangen sind, an dem Bassin dicht beim Eingange. Zaudere nicht —

ich werde dort warten, bis Du kommst. Du wirst auf der ersten Stufe des Reservoirs einen Zweig von der dort wachsenden Erle finden, den ich in dem Augenblicke meiner Ankunft als Signal, daß ich auf Dich warte, abschneiden werde.“

„„Ich kann die Verlegenheit, in welche mich der Inhalt dieses Briefes versetzte, eben so wenig beschreiben, wie die Aengstlichkeit, mit welcher ich die Zeit erwartete, wo ich dem darin enthaltenen Verlangen entsprechen konnte. Es schien, als ob dieser Augenblick nie eintreten sollte, so langsam verging der Abend — so lange schien es zu dauern, ehe die Domestiken ihre Vorbereitungen zum Zubettgehen beendigt hatten.

„„Endlich war Alles im Schlosse still und mit Dank gegen den Himmel, daß dies so war, hüllte ich mich in meinen Mantel und wagte mich hinaus.

„„Die Nacht war dunkel, es schienen weder Mond noch Sterne, aber einen solchen Eindruck hatte der geheimnißvolle Ton, in welchem mein Bruder schrieb, auf mich gemacht, daß ich nicht einmal die Laterne, mit welcher ich aus der Villa zurückgekehrt war, mitnahm, und meinen treuen Hund, der mir wie gewöhnlich folgen wollte, mit Schlägen zurücktrieb, damit er nicht durch sein Bellen die Diener in Allarm versetzen möge. Es war eine ruhige, stille Nacht — kein Flüstern in

den Bäumen zu hören, kein lebendes Wesen bewegte sich in den Gebüschen, welche den Gartenpfad, auf dem ich mit klopfendem Herzen dem Bassin zuschritt, begrenzten. Letzteres lag in einer Vertiefung am Ende des Gartens und an einer zur Geheimhaltung vortrefflich geeigneten Stelle, die von Bäumen und einer dicken Hecke umgeben war, um das Wasser vor der Sonne zu schützen, so daß selbst in der Sommerhitze die Luft stets einem aus den breiten, sonnenhellen Alleen des Gartens Kommenden feucht und kalt entgegenschlug.

„„Am Ende des schmalen Weges, der so schmal war, daß selbst zwei Personen nicht neben einander darauf gehen konnten, reichte eine stets nasse und schlüpfrige Steintreppe bis an den Rand des Reservoirs, das zu gewissen Zeiten des Jahres äußerst tief und gefährlich war. Ich stand auf den Stufen und bemühte mich, die Dunkelheit zu durchdringen, konnte aber nichts erkennen, außer hier und da den Wiederschein eines schwachen Sternes im Wasser, der sich bemühte, die vor ihm hängende Wolke zu zerstreuen.

„„Ich beugte mich und fuhr mit der Hand auf dem Steine hin. Cesario befand sich schon da — der Erlenzweig lag an der in seinem Briefe angedeuteten Stelle. Ich rief im Flüstertone:

„„Bist Du da, Cesario?“

„„Ich hörte keine Antwort — keinen Laut — außer gerade in demselben Augenblicke und fast wie zur Antwort darauf, das leise traurige Heulen des Hundes, den ich beim Verlassen des Schlosses zurückgetrieben und der an der Thüre gewacht hatte. Ich schritt leise nach der Thür, durch welche mein Bruder eingetreten sein mußte — vielleicht fand ich ihn dort wartend.

„„Aber nein, die Thür war offen, er mußte im Garten sein. Ich rief wieder und immer wieder, fortwährend herrschte aber dasselbe Schweigen und ich stellte mir daher vor, daß er zeitig angekommen wäre und des Verweilens an derselben Stelle müde, durch den Garten wandern, aber sicherlich nach der Stelle zurückkehren würde, wo er mir sein Rendezvous gegeben hatte.

„„Ich setzte mich, über diesen Gedanken getröstet, auf den Stufen des Reservoirs nieder und wartete weiter.

„„Ein- bis zweimal war es mir, als ob ich herannahende Tritte hörte, und dann stand ich auf und ging nach der Richtung hin, aus welcher, wie ich glaubte, der Ton kam. Ich rief von Neuem nach Cesario, aber nur um meine Erwartung wieder getäuscht zu finden und wieder in einem Paroxysmus von Angst und Ungeduld auf den kalten Stein zu sinken.

„„Allmählig aber wurde mein Ohr des Schweigens gewohnt, und es ging mir wie es vielen Anderen gegangen ist, — meine Sinne wurden vom Wachen müde, und ich beugte den Kopf auf die Kniee und versank in einen unruhigen Schlaf.

„„Ich weiß nicht, wie lange ich in demselben geblieben war, aber als ich erwachte, war es bereits halb Licht — die kalte rauhe Dämmerung, welche dem Aufgehen der Sonne vorangeht. Die Vögel zwitscherten bereits in den Zweigen über meinem Kopfe und der alte Wolpa, der Hund, den ich am Abend vorher zurückgetrieben hatte und der, wie es schien, durch das Oeffnen der Thür hereingekommen war, steckte seine kalte Nase in meine Hand, um meine Aufmerksamkeit zu erregen. Ich streichelte ihn freundlich, er blickte mir mit einem Ausdruck, den ich nie vergessen werde, in's Gesicht und heulte so kläglich, daß mir der Ton bis in die tiefste Seele zuckte.

„„Ich stand von meinem Sitze auf — alle meine Glieder waren von der Kälte gelähmt — jedes Gelenk von der unbehaglichen Stellung, in der ich mich so lange befunden hatte, steif. Ich ging einen Augenblick auf und ab, um das Gefühl des Unglücks, welches sich mir aufdrang, zu zerstreuen und dachte mit Aerger über die Lage nach, in welcher ich die Nacht zu-

zubringen genöthigt gewesen war. Ich konnte mich nicht enthalten, Cesario der Nachlässigkeit und des Mangels an Gefühl anzuschuldigen, daß er mich so viele Stunden lang in Ungewißheit hatte wachen und warten lassen. Ich wollte mich eben entfernen, als mir, ich weiß nicht mehr welcher Instinkt eingab, mich noch einmal umzusehen. Ich blickte selbst über die Hecke in das Bassin und der Hund lief eiligst die Stufen hinab und stand unten und winselte in jenem klagenden, unruhigen Tone, welcher mit größerer Gewalt als menschliche Worte ein Gefühl von Unglück und Gefahr ausdrückt. Die eigenthümliche Stetigkeit, mit welcher das Thier nach der entgegengesetzten Seite des Bassins blickte, zog mich an und ich ließ meine Augen nach derselben Stelle schweifen.

„„Plötzlich stand mein Herz still, selbst der Athem wurde mir gehemmt und der kalte Schweiß trat in großen Tropfen vor meine Stirn, als ob ich in glühender Sonnenhitze stände.

„„Dort in dem kleinen Lichte der nebeligen Dämmerung konnte ich deutlich eine Menschengestalt am Rande des Wassers liegen sehen. Das Gesicht war verhüllt, dem Lichte abgewendet, aber ich wußte, daß es mein Bruder war und mit einem Folterschrei sprang ich auf die Stelle zu und bahnte mir in rasender Auf-

regung einen Weg durch die mich hemmenden Büsche. Ehe ich noch den Körper berührt hatte, wußte ich, daß das Leben erloschen sein mußte. Ich verharrte keinen Augenblick in der kindischen Verblendung, welche bei Leuten in der gleichen Lage so gewöhnlich ist, sondern fühlte augenblicklich die Gewißheit, daß mein Bruder todt vor mir lag.

„„Der Tod ist jederzeit ein gespenstischer Anblick, aber es giebt Zeiten und Stunden, in welchen seine Gegenwart weit weniger Schrecken einflößt, als andere; das Krankenbett, — das verdunkelte Zimmer — die angezündeten Kerzen — der, der scheidenden Seele Trost zusprechende Priester — alles Dies sind die natürlichen Begleiter des Todes und mildern den Widerwillen und die Furcht, welche wir bei seiner Annäherung fühlen. Aber hier im vollen Lichte der aufgehenden Sonne, unter dem Zwitschern der Vögel auf den Zweigen, dem fernen Liede der heitern Winzer, die bereits mit ihren Arbeiten auf dem gegenüberliegenden Hügel beschäftigt waren — Alles schien mit den Gefühlen im schneidenden Mißtone zu stehen und einen übernatürlichen Schrecken einzuflößen, von dem ich selbst jetzt noch beim Gedanken an jene Stunde nicht frei bin.

„„Ich erhob meinen Bruder in meinen Armen, er war vom Ufer vorwärts gefallen, denn sein Kopf war

im Wasser, was, wie ich Anfangs glaubte, seinen Tod verursacht haben mochte. Das Ufer war steil und schlüpfrig und konnte unter seinen Füßen nachgegeben haben, so daß er auf diese Art vielleicht in's Wasser gestürzt war, aus welchem er sich nicht wieder ohne Beistand helfen konnte. Dies war mein erster Gedanke. Als ich aber die leblose Gestalt an das Licht zog, bemerkte ich in ihrer Seite eine tiefe, breite Wunde, aus welcher das Blut nicht stark, sondern in einer dicken Masse und, so zu sagen, tropfenweise geflossen war! Das Messer, mit welchem die That ausgeführt worden, lag neben ihm auf dem Grase, ich erkannte es als sein eignes — ein Geschenk, welches ihm mein Vater in seiner Knabenzeit gemacht hatte — dasselbe Messer, mit welchem er den Erlenzweig, als Zeichen seiner Ankunft am Orte, abgeschnitten haben mußte.

„„So war Cesario dieses elenden Todes gestorben, während ich die ganze Nacht über in geringer Entfernung von seinem Todeskampfe — in Hörweite seines letzten Seufzers gewesen war und doch Nichts gesehen, Nichts gehört und mich, als ich es müde geworden war, seine Trägheit zu verwünschen, niedergesetzt und fast nur eine Armlänge von seinem blutenden Leichnam entfernt, geschlafen hatte.

„„Das Ereigniß erregte die größte Bestürzung in

der ganzen Gegend. Man hatte uns wegen meines Vaters sehr lieb und es wurde jede Nachforschung in Gang gesetzt, die zur Entdeckung der Mittel führen konnte, durch welche Cesario seinen Tod gefunden hatte. Alles aber erwies sich als fruchtlos und ich mußte mich mit der Ansicht Giordoni's begnügen, der die Ueberzeugung ausgesprochen hatte, daß mein Bruder dem Trübsinn, der so lange auf seinem Geiste gelastet, nachgegeben und einen Selbstmord begangen habe. Der Brief, welcher mir zugekommen war, schien Vielen durch seinen geheimnißvollen Ton Symptome der Aufregung zu verrathen, welche der Ausführung einer solchen That vorher zu gehen pflegt. Cesario war die erste Person, welche in der neuen Ignatiuskapelle begraben wurde, da Giordoni großmüthiger Weise einwilligte, für sein Verbrechen Absolution zu ertheilen und dessen Begehung dem Wahnsinn zuzuschreiben.

„„Wie mein Schicksal begonnen hatte, so ging es auch weiter. Mein ganzes Vermögen fiel dem Orden zu. Ich war Schritt für Schritt mit der Hoffnung weitergeführt worden, meine Belohnung in der Hand Isabellens zu finden, die mich durch Versprechungen ewiger Liebe bewogen hatte, Giordoni Alles nachzugeben. In den Hoffnungen, welche sie mir gemacht, bestand jetzt mein einziges Glück, denn ich hatte keine

eigne Zukunft mehr. Von dem ansehnlichen, mir durch meinen Vater hinterlassenen Vermögen durfte ich nur den Antheil in Anspruch nehmen, welcher mir, als einem der geringsten Mitglieder der Gesellschaft zufiel.

„„Selbst da verzweifelte ich nicht — denn wie hätte ich mir einbilden können, daß ich betrogen werden sollte? Wie kann ich Ihnen erzählen, was nun folgte, wie eine von den Illusionen nach der andern meinen Blicken entschwand und mich so ließ, wie ich jetzt bin, ohne Glauben an Gott oder die Menschen!

„„Ich hatte seit einiger Zeit eine Veränderung an Isabellen bemerkt, eine Verlegenheit, die sie selbst, wenn ich ihr dieselbe vorwarf, dadurch erklärte, daß sie sie den ewigen Streitigkeiten und Tracasserieen, die sie mit ihrem Vater wegen meiner ertragen mußte, zuschrieb. Der alte Graf hatte schon längst allen Verkehr zwischen uns verboten, aber wir eine lebhafte Correspondenz unterhalten und durch Vermittelung des Abbé Giordoni häufige Zusammenkünfte gehabt, weshalb ich das Recht hatte, an ihre Treue zu glauben. Denken Sie sich daher meine Verzweiflung, als ich erfuhr, daß die junge Gräfin, des Kampfes müde, welchen sie meinetwegen in ihrem Hause zu ertragen hatte, sich entschlossen habe, in ein Kloster zu gehen und mich nicht

eher wiederzusehen, oder mit mir zu correspondiren, als bis ihr Vater in unsere Verbindung willigen würde.

„„Sie wußte recht gut, daß diese Bedingung mit einem gänzlichen Bruche gleichbedeutend war. Ich hatte ihretwegen Alles aufgegeben und jetzt verließ sie mich.

„„Sie, meine Freunde, sind Beide durch die Feuerprobe der Liebe gegangen und können am Besten den Sturm des Hasses und der Wuth beurtheilen, welchen diese Ueberzeugung in meiner Brust erweckte, wie ich in meiner Bitterkeit ihren Namen abschwor und ihre Liebe verfluchte. Da erst kam Giordoni mit seinen Gründen und beredten Raisonnements zu meiner Hilfe. Er deutete mir die gänzliche Nichtigkeit der menschlichen Liebe an und überredete mich, meine Kräfte in ein anderes Bett zu lenken und durch das Eintreten in einen Priesterorden und die Befriedigung meines Ehrgeizes Vergessenheit für das mir widerfahrene Unrecht zu suchen.

„„Ich befand mich jetzt, wie ich Ihnen gesagt habe, ohne Hilfsquellen und war ein in meinen süßesten Hoffnungen getäuschter Mann. Sein Vorschlag stimmte mit dem Gefühlszustande, in welchem ich mich zu jener Zeit befand, vollkommen überein und ich nahm ihn ohne Zaudern an.

„„Ich wurde durch ein Gefühl der Rache zur Ergreifung dieses Schrittes getrieben und freute mich, der treulosen Isabella beweisen zu können, daß ich mich nicht mehr auf ihre Versprechungen verließ, daß ich nicht mehr auf ihre Liebe rechnete. Sie wissen, wie gut und wie treu ich mein Amt erfüllt, wie glühend ich für die Sache der Jesuiten gewirkt habe, wie mir meine Mission in Lyon gelang, und wie unermüdlich ich mich, als der Dauphin mich zu seinem Rathgeber und Beichtvater ernannte, bemühte, die schlimme Zeit abzuwenden, die, wie ich fühlte, für die Gesellschaft heraufdämmerte.

„„Ich arbeitete ernstlich und schonte weder Mühe noch Eifer in der Erfüllung meiner Aufgabe. Ich hätte bis heutigen Tages noch darauf beharren können, wenn nicht ein Umstand eingetreten wäre, der das ganze Ziel und den Zweck meiner Existenz veränderte.

„„Ich war noch nicht lange ein Bewohner von St. Cloud, als ich von Turin aus ein Packet von meinem Agenten, dem Manne erhielt, welchen ich dazu erwählt hatte, mein Gut zu verwalten, als ich mich hatte entfernen und vor Giordoni's Einflusse fliehen wollen. Er hatte mir, als er sich auf dem Todbette befand, geschrieben und war von den Qualen seines Gewissens angetrieben worden, ein vollständiges Bekenntniß der

Täuschungen abzulegen, deren Opfer ich geworden war und in welchen ihm Giordoni beigestanden hatte. Der Jesuitenorden wünschte seit lange schon das den Cerutti's gehörende Gut an sich zu ziehen. Der Abbé hatte es unternommen, dasselbe zu erwerben. Mein unglücklicher Bruder, ein Mann von religiöser Richtung, war ihm ein leichtes Opfer geworden.

„„Einmal Mitglied der Gesellschaft, bestand seine Aufgabe darin, jedes Wort und jede That zu verrathen, die in unserer Familie vorgingen, und Alles, was im Hause seines Vaters geschah, auszuspioniren. Seine Reue über die Rolle, welche er zu spielen gezwungen war, hatte die bittere Melancholie, die mir in frühern Jahren so viele Kümmernisse gemacht, veranlaßt. Er hatte den Auftrag erhalten, mich nach der Villa V— zu locken, dagegen aber Widerstand geleistet, da er recht gut wußte, zu welchem Zwecke ich dorthin gezogen werden sollte. Mein eigener Wunsch hatte seinen Schwur des blinden Gehorsams jedoch unterstützt; da er sich aber als schwachen Diener erwiesen, wurde er mit Schande entlassen und nach einer andern Station abgesendet. An seiner Stelle wurde der Agent erwählt, der seine verbrecherische Aufgabe vortrefflich lös'te. Jeder Blick, jeder Gedanke von uns wurde niedergeschrieben und an Giordoni gesendet, jeder Brief

geöffnet, jeder Auftrag berichtet. Wie Sie gesehen haben, war ich eine leichte Beute für die Schlauheit des Jesuiten, — die Falschheit der Jesuitin. — Der Mann fuhr in seinem Bekenntnisse mit Reuethränen fort und sagte, daß er selbst Cesario auf höhern Befehl erstochen habe. Er hatte den Brief, ehe er ihn mir übergab, gelesen, und die „befehlshabende“ Person gefürchtet, daß unser Zusammentreffen Alles verderben würde.

„„Eine weitere Enthüllung fand nicht statt. Der Name der „befehlshabenden“ Person wurde mir vorenthalten, aber selbst bis zur Sterbestunde heuchlerisch, endete der Mensch kurz damit, daß er mich aufforderte meine Gebete für die Ruhe seiner unsterblichen Seele gen Himmel zu richten. Meine Gebete! er hat selbst in seinem Grabe noch meinen ewigen Fluch.“

„Talleyrand sagte mir, daß Cerutti bei der Erzählung des letzten Theiles seiner Geschichte so aufgeregt gewesen sei, daß die Freunde ihn gebeten hätten, aufzuhören und die Weitererzählung bis auf ein anderes Mal zu lassen. Wie es scheint, war selbst, nachdem ihm dieses furchtbare Geheimniß auf der Seele lastete, noch größeres Elend für Cerutti aufgespart.

„Der Jesuiten-Orden schwankte bis in seine Grund-

vesten. Alle Höfe von Europa waren trotz der Verachtung, womit man sie besonders in Frankreich überhäufte, mit Agenten der Gesellschaft angefüllt, aber hier waren sie auch in ihren Manövern am thätigsten. In Folge einer Fatalität, die jedoch nicht sonderbar erscheinen wird, wenn wir das Talent, welches sie bereits entwickelt, und die hohe Stellung, die sie im Orden einnahm, in Rücksicht ziehen, war es die Gräfin Isabella de V.—, die jetzt Marquise de F—t geworden war, welche nach St. Cloud, dem Hauptquartiere der Jesuiten-Intriguen, abgesendet wurde.

„Die erste Zusammenkunft zwischen Cerutti und seiner treulosen Geliebten fand ohne Zeugen statt, aber es heißt, daß die Scene entsetzlich gewesen sein müsse, denn er wurde bewußtlos aus dem Zimmer in sein Bett getragen und blieb Monatelang an allen Gliedern gelähmt. Er erholte sich von dem Stoße, welchen dieses Ereigniß seiner Constitution beigebracht hatte, nie wieder.

„Zwanzig Jahre später, als er mit Mirabeau in vertrautem Verhältnisse stand, konnte er den Namen der Marquise de F—t noch immer nicht erwähnen, ohne alle Symptome der mächtigsten Bewegung zu geben und gestand, daß selbst unter der Aufregung der

Ereignisse, an welchen er Theil genommen hatte, ihr Bild nie aus seinem Geiste fern gewesen war.

Es läßt sich kaum bezweifeln, daß sie, wenn die Dinge ihren natürlichen Verlauf genommen hätten, einen eben so großen Einfluß wieder gewonnen haben würde, als sie vorher besaß. Es ist gewiß, daß, während der Aechtung des Adels ihre Sicherheit allein bei Cerutti Besorgniß erregte und selbst in seiner letzten Stunde noch ihr Name auf seinen Lippen schwebte.

„Der Tod Cerutti's wurde von den Republikanern schwer gefühlt, die keinen Anstand nahmen, ihm einen größern Antheil von Talent zuzuschreiben, als selbst Mirabeau, und ich habe Herrn von Talleyrand häufig behaupten hören, daß der Plan fast jeder von dem Letztern gehaltenen Rede Cerutti vorgelegt worden sei, ehe sie in der National-Versammlung gehalten wurde.

„Die Anhänglichkeit der beiden Freunde war warm und aufrichtig, gegen Verleumdung gerüstet und trotz eifersüchtiger Intriguen fest. Cerutti wurde ausgewählt, um die Leichenrede Mirabeau's zu halten und brach an ihrem Schlusse in Thränen aus, wobei er behauptete, daß er den erlittenen Verlust nicht lange überleben würde.

„Seine Weissagung erfüllte sich. Weniger als ein

Jahr nach jenem Tage stieg er selbst in das Grab hinab und von dem allmächtigen Trio, dessen vereinigte Anstrengungen dem Schicksale Europa's eine andere Wendung gegeben haben würden, blieb nur Talleyrand übrig." —

Ende des zweiten Theils.

Colmache, ...

Aus dem Leben des Fürsten von Talleyrand Nach den hinterlassenen Papieren des Herrn M. Colmache, Privatsecretairs des Fürsten, herausgegeben von Madame Colmache
Bd.: 2

Grimma und Leipzig 1851